

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

des Traumbild liegt es vor den Blicken dieser Sehnsüchtigen! Die Dome von Köln, Mainz, Speyer, Worms und das Freiburger Münster ragen am Horizont empor und bezeichnen das Ziel der heißen Wünsche des Saarvolks: Deutsch bis zum Grab Mägdelein und Knab, und deutsch das Lied und deutsch das Wort, und deutsch der Berge schwarzer Hort! — Was für ein schönes und merkwürdiges Bauwerk ist aber dieses, das sich links im Vordergrund erhebt? Nun, die Freunde im Saargebiet werden erkennen, daß es der alte Turm zu Mettnach ist, die ehemalige Grabkapelle des heiligen Lutwin, der das dortige Kloster gründete und im Jahre 713 starb.

Diese kurz vor 1000 erbaute romanische Kapelle ist das früheste erhaltene Denkmal kirchlichen Kunstschaffens im Saargebiet. Im Mittelgrund des Bildes sieht man eine der eigenartigen Schleifen, die die Saar auf ihrem Weg zur Mosel durchfließt. Dieses schöne Land mit seiner echt deutschen Bevölkerung wird nun bald die Heimkehr ins Reich feiern! Als Erinnerungsblatt an das Jahr der Saar-Entscheidung wird diese Kalenderbeilage dem Leser und seinen Kindern auch späterhin noch wertvoll sein, wenn es endgültig heißt: Deutsch die Saar!

Die Abstimmung ist nunmehr endgültig auf den 13. Januar 1935 festgesetzt worden.



Der Echobläser von St. Goarshausen
 Ein Musikantenstücklein vom Rhein
 von Jörg Kitzel

Auch Echobläsern erblihen in ihrem Leben manchmal Stunden, da ihnen die Fee, die sie mit ihrem Horn aus dem Berge lockt, Gold in die Mütze wirft. Aber Musikantengold ist flüchtig, und das Echo ist eine spottlüchtige Jungfrau, woraus dann die Konflikte entstehen, wie sie der selige Echobläser von St. Goarshausen erleben mußte.

Der Echomatthes hieß er im Volksmund, der Brave, der an lauen Sommerabenden, wenn der Mond im Rhein badet und die Sterne mit den Wolken Räuber und Schandarm spielen, am St. Goarshäuser Ufergeländer stand und sein Horn gegen den gegenüberliegenden St. Goarer Wadenberg zückte. Denn keine Trompete war es, die er handhabte, son-

dern ein altes braves Klapphorn, das noch keine Ventile, sondern nur ein paar ledergepolsterte Klappen und infolge dessen auch nur eine beschränkte Tonkala besaß. Halbe Töne hatte es überhaupt nicht. Brauchte der Matthes einen halben Ton, so blies er einfach den nächsthöheren, woraus oft ein Tongemälde entstand, bei dem die Lorelei sich die Ohren zuhielt und die Fische im Rhein entsezt davonflogen.

Das brave Horn hätte gern Besseres geleistet, aber es konnte nicht. Denn zu dem Fehlen der Halbtöne kam noch eine andere Dissonanzquelle hinzu: das Horn wies heftige Beulen auf. Matthes behauptete, die kämen von der Allgewalt der Musik, aber das brave Klapphorn wußte es besser. Es hatte nicht umsonst immer gestöhnt, wenn der Matthes in herbsteschwangeren Nächten nach seinen Penaten wankte — er wohnte in dem eine halbe Stunde unterhalb St. Goarshausen gelegenen Dörfchen Wellmich — und auf dem Wege manchmal über einen hinterlistigen Stein stolperte und auf das Horn zu liegen kam. Daß man da im Laufe von dreißig Jahren Beulen bekam und beim Hineinblasen Schreie von sich gab, war wohl zu verstehen.

Da aber nicht nur Musikantenfehlen, sondern auch Klapphorngriffe leicht trocken werden, so pflegte der Matthes, bevor er sein Konzert begann, ernst und feierlich

die Böschung hinunterzuschreiten, das Horn wie zur Beschwörung in den Strom zu tauchen und den Vater Rhein hindurchlaufen zu lassen. Es war die Ouvertüre des Abends, die ihre Wirkung auf die Zuschauer niemals verfehlte.

Und dann kamen die wunderbaren Weisen, mit denen er das Echo drüben aus seinem Versteck lockte. Meistens waren es ältere Opernarien, die er von sich gab, die Melodie in kleine Stücke zerhackt, dann wartend, bis das Echo geantwortet hatte, um endlich — nach öfterem Verschmaufen — zum Finale zu gelangen.

Sein Lieblingsthema war der „Fra Diavolo“. Wenn er diesen italienischen Räuberhauptmann beschwor, dann schnitt der Vater Rhein, im Gedanken an den Schinderhannes, gar seltsame Grimassen. Die Zuhörer aber an beiden Ufern wiegten sich wohligh in den Hüften und summten mit.

Aber auch der göttlich beschwingte Mozart hatte es ihm angetan. Denn der Matthes war in seinen jüngeren Jahren ein gar flotter Kumpan, dessen rheinfröhliches Herz leicht Junken fing. Und so konnte man es begreiflich finden, wenn er auch in seinen alten Tagen, da er längst beweibt war und Gott Bacchus ihm näherstand als die wankelmütige Venus, seinen Erinnerungen Lust machte und das Echo fragte:

„Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt, Sprecht, ist das Liebe, was hier so brennt?“

Aber das Echo gab ihm keine Aufklärung, sondern wiederholte nur die Frage, die er stellte, so daß es am Schlusse immer wieder Gott Bacchus war, zu dem er flüchtete, wenn es ihn „so brannte“.

So floß sein Leben dahin, zwar melodienreich, aber karg und glanzlos; denn die Trinkgelder, die er einheimste, waren, den Zeiten angemessen, nur sehr bescheiden. Bis dann der große Tag kam, da das nekische Echo ihm, wie im Märchen, blanke Taler in die Tasche regnen ließ.

Es war nach dem Kriege von 1866. Nassau war preußisch geworden. König Wilhelm, auf einer Fahrt nach Bad Ems begriffen, ließ, verlockt von der in Sonnengold getauchten wunderbaren Landschaft,

den Hofzug in St. Goarshausen halten, und saß bald darauf, in Begleitung seines Sohnes, des Kronprinzen Fritz, der Generale Steinmeß, Vogel von Falckenstein und anderer Heerführer des Krieges, zu denen sich der Amtmann des Ortes gesellt hatte, im Adlergarten am Rhein.

Dem König, der ein großes Interesse bezeugte, die heimischen Gewächse kennen zu lernen, wurde im Namen der Stadt ein Ehrenhumpen 1857er St. Goarshäuser Edel kredenzt, der aus dem Adlerteller stammte. Der König nahm den Humpen aus der Hand des scheelen Kellermeisters Gilles entgegen, schlürfte daran, schmalzte mit der Zunge und sagte: „Sapristi! Ein seiner Tropfen! So einer ist wohl nur einmal gewachsen?“ Da glupschte ihn der scheele Kellermeister etwas jüdüstlich an, verzog das Maul von einem Ohr zum andern und meinte: „De do is noch gar niz, Majestät! Im Keller hawwe mer noch en viel bessern!“

Der alte Wilhelm war von der Ehrlichkeit des rheinischen Bacchusknechts etwas betroffen. Als er aber die vergnügten Gesichter der Umstehenden sah, da konnte er nicht anders, er fing herzlich an zu lachen, und die ordengeschmückte Corona um ihn lachte pflichtschuldigst mit. Nur der Adlertwirt verspürte ein heftiges Bauchgrimmen.

Nach diesem erhebenden Luftakt begann man zu speisen. Es gab köstlichen Rheinsalm, der vor einer Stunde an der Loreley vom Fischer Greiff gefangen worden war, und der dem König vortrefflich mundete.

Der Wein perlte in den Gläsern und draußen rauschte der Rhein. Raß und Rheinfels grühten von ihren grünen Bergkuppen, und von der Loreley wallte ein silberblauer Duftschleier über den Strom. Und da der König, angenehm berührt von der freundlichen Aufnahme, die er in dem annektierten Ländchen gefunden, der besten Laune war, und die rote Abendsonne so recht wohligh durch die Weinblätter funkelte, die das Gartenhaus überdachten, so griff bald eine fröhliche Stimmung Platz.

Plötzlich horchte der König auf. Vom Rhein her tönte ein Horn und weckte das

Echo, das voll und weich über die rauschen-
Wasser glitt:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . .“
„Sehr stimmungsvoll!“ sagte er und
schlürfte behaglich an seinem Glas.

Als nächste Nummer erschien der Geist
des Fra Diavolo. Ha! wie kühn und ver-
wegen jetzt das Horn klang:

„Auf seinem Hute, seht,
Die rote Feder blutig weht,
Im dunkeln Mantel eingehüllt
Blicket sein Auge wild,
Bebet! wenn durch die Klüfte schallt,
Das Echo widerhallt:
Diavolo! Diavolo! Diavolo!“

Der König sagte nichts. Einige der
Herren lächelten. Der Amtmann von St.
Goarshausen rutschte unruhig auf seinem
Stuhl hin und her. Es war ihm, als hätte
er einen Igel verschluckt. Der Preußen-
könig — allerdings, er hatte das Nassauer
Ländchen geschluckt, aber immerhin — ein
Räuberhauptmann mit roter Feder auf
dem Hut — nein, das ging zu weit. Das
war unangenehm — sehr unangenehm.
Wer weiß, was daraus entstand? Er
würde dem Matthes, dem Lappes, morgen
gehörig den Kopf waschen!

Der aber hatte wieder seine Gefühls-
walze hervorgeholt und richtete jetzt an
das Echo die gewohnte Frage:

„Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt,
Sprecht, ist das Liebe, was hier so brennt?“

Der König war still und nachdenklich
geworden. Er hatte den Krieg vergessen.
Seine Gedanken schweiften zurück zu dem
Tag, da er das Lied zum erstenmal gehört
— es war in der Berliner Oper . . .
Dachte er an Elisa von Radziwill, das an-
mutige Mädel, der er sein junges Herz ge-
schenkt? Dachte er an eine andere? . . .
Es war lange her . . . Die Jugend . . .
Er schaute traumverloren ins Glas . . .

„Das Echoblasen stimmt ihn immer sen-
timental“, flüsterte der Kronprinz Vogel
von Falkenstein zu. „Der Kerl sollte mal
was anderes blasen!“

Und als ob der Matthes es gehört hätte,
stellte er sein Register um, und breit und
mächtig entströmte es dem verbeulten
Horn:

„Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands . . .“

Das Echo konnte kaum noch mit, so
forsch und pausenlos hatte der Matthes ins
Blech gestoßen, ungeachtet einiger Quietsch-
löne (die bei der „hohen Wonnegang“
unterliefen).

„Nicht ganz schladenfrei, aber die Ab-
sicht ist löblich“, meinte der König und
lächelte.

Aber dann blies der Matthes ein Lied,
das schien der alte Wilhelm nicht zu ken-
nen. Seine Begleiter stießen sich in ver-
haltener Heiterkeit leise an. Wie kam der
Echobläser zu diesem Lied? Sie schauten
den König etwas vorsichtig an. Der aber
blieb gleichmäßig heiter. Kein Zweifel, er
kannte das Ding nicht.

Der Kronprinz steckte die Nase ins
Glas, um nicht loszupusten. Aber dann
konnte er nicht mehr — er platzte in helles
Lachen aus. Und die anderen hielten sich
die Taschentücher vor den Mund.

„Was ist denn los, Fritz?“ frug der
König, plötzlich aufmerksam geworden.
„Ihr seid auf einmal so vergnügt, und ich
hab' keine Ahnung.“

„Ich weiß nicht, ob du — — Gibst du
Befehl, es zu sagen?“

„Befehl! Los also!“

Und der Kronprinz erzählte ihm
lachend, das Stück, das der Echobläser so-
eben kredenzte, sei ein altes Lied, das den
Text habe:

„Du bist der beste Bruder auch nicht!

Drum schere dich nach Haus!“

Es sei vielleicht nicht so gemeint, aber
nach dem Siegerkranz habe es doch gar zu
ulzig gewirkt.

Einen Augenblick war der Alte etwas
verduzt, aber dann stimmte er in die allge-
meine Heiterkeit mit ein und ließ den
Adlerwirt bitten, ihm den originellen
Hornschwinger mal vorzuführen.

Wenige Minuten später stand vor dem
begoßenen Matthes der Hoteldiener. „Sollst
gleich mal zum Keenig komme, Matthes!“

„Zum Keenig? . . . Vielleicht Trink-
geld?“

„Nää, es muß was andersich sein.“

Matthes verfärbte sich. „Ja, aber —
wa — was will er dann?“

Weiß
siehe ham
gesehen.
barwe.
gerallt!
Der
tem sie ih
hängen -
wigt.
Er na
Mundhüt
Soupe ei
daß er bl
foletates
und mont
Sehpfen
tieje Kro
kniges n
ausstiel.
mit dem
Und
König
Spiel,
gen das
nach se
Schling
geld vor
Mat
als dieß
hied.
Horn, i
ganze f
mal her
prägte,
läufig a
lagen:
nicht zu
„Wit
blasen i
launig.
„Das
Herzog
tette be
Das
Und do
tires h
ten, und
der tre
Wittwe
lader
ginge, h
der We

„Weiß ich's? Wirst wohl was ausgefresse hawwe mit deiner Bloferei. Ich hab gesehen, wie se die Köpp zusammengesteckt hawwe. Aener hat schon mit dem Säbel gerasselt!“

Der Matthes sagte nichts mehr. Mochten sie ihn gleich an der Gartenmauer aufhängen — er war sich keiner Schuld bewußt.

Er nahm sein Horn, wischte das feuchte Mundstück ab, fuhr mit Rockärmel und Spucke ein paarmal über den Schallbecher, daß er blank wurde, strich über seine Bartkotelettes, zupfte Kappe und Jade zurecht, und wandte dann wie ein zum Herzengericht Befehlener zum „Adler“ hin. Daß der tiefe Krakfuß, den er an Stelle des Hofknizes machte, nicht ganz vorchriftsmäßig ausfiel, daran war der blaue Ries schuld, mit dem der Garten bestreut war.

Und dann kam das Unerwartete. Der König empfing ihn sehr gnädig, lobte sein Spiel, betrachtete mit sichtlichem Vergnügen das alte verbeulte Horn, fragte auch nach seiner Familie, und ließ ihm am Schluß von seinem Adjutanten ein Trinkgeld von 10 Talern überreichen.

Matthes stand da wie Hans im Glück, als dieser den Goldklumpen in der Hand hielt. In der einen Hand hatte er sein Horn, in der anderen die 10 Taler. Die ganze Hand war voll davon. Er schielte mal herunter. Es waren lauter neugeprägte, blanke preußische Taler, die ihn gar lustig anblinkerten, als wollten sie ihm sagen: „Gell, soviel hast du von uns noch nicht zusammen gesehen?“

„Wissen Sie auch, was Sie zuletzt geblassen haben?“ fragte ihn der Kronprinz launig.

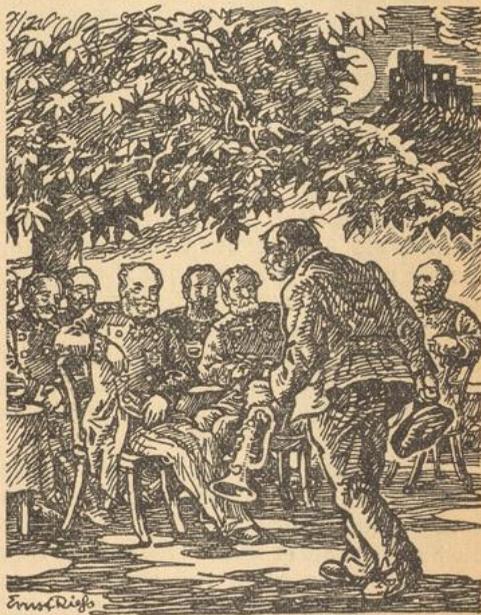
„Das hab ich immer geblosse, wenn der Herzog von Nassau vorbeigefahre is“, stotterte der Matthes.

Das gab neuen Grund zum Lachen. Und da die Herren hinter dem Beispiel ihres hohen Chefs nicht zurückstehen wollten, und nach dem siegreichen Krieg, und in der fröhlichen Zuversicht auf Deutschlands Aufstieg die Herzen weit und die Börsen Loder waren, auch der Rhein mit Gold ging, so war es nicht verwunderlich, daß der Matthes am Schluß seine 30 preußische

Taler in der Tasche hatte. Denn mit der Hand konnte er sie nicht alle fassen. So hatte man sie ihm der Einfachheit halber gleich in die Rocktasche geschoben.

* * *

Es war ein großer Tag im Leben des Matthes, ein Tag, an den er oft zurückdachte, aber nur im geheimen, denn sprechen durfte man ihm später nicht mehr da-



Der König empfing ihn sehr gnädig und lobte sein Spiel.

von. Daran war das Nachspiel schuld, das dieser Tag fand, und das sich zu einer wahren Tragikomödie gestaltet hatte. Und das kam so:

Wie es sich für einen zünftigen Musikanten gebührt, zumal wenn er plötzlich angehender Millionär geworden ist, so hatte auch der Matthes die Verpflichtung gefühlt, seinem Stand Ehre zu machen, indem er zunächst mal im „Adler“ selbst — in einer Hinterstube natürlich — einen auf die Lampe goß. Der Adlerwirt, erfreut über die durch den Königsbesuch seinem Haus zuteil gewordene Ehre und über die fröhliche Stimmung, die der Matthes den Gästen geliefert hatte, ließ es sich nicht nehmen, den gekrönten Künstler mit ein

paar guten Schoppen gebührend zu prämiieren.

Der Mond schaukelte bereits hoch über dem Rheinfels, als der Matthes sich anschickte, unter dem Geklimper der 30 Taler heimwärts zu traben. Da aber an dem Weg vom „Adler“ bis hinunter zu seinem heimatlichen Dorj an zwölf Wirtschaften stehen, also, wie der Volksmund sagt, der Herrgott zwölfmal den Arm herausstreckt, so hielt es der Matthes als guter Christ für seine Pflicht, der göttlichen Einladung zu folgen und den himmlischen Arm zwölfmal zu ergreifen, auf daß er ihn auf dem irdischen Weg, den er noch vor sich hatte, erleuchte und führe.

Aber der Teufel baut immer da seine Wolfsgruben, wo ein fromm Gemüt still seines Weges zieht. Die Wolfsgrube hatte diesmal die Gestalt des Chausseegrabens, der sich neben dem Wellmicher Weg hinzog und der mit Brennesseln, Quecken, Disteln und ähnlichem Teufelskraut bewachsen war. Zum Ueberfluß hatte es am Tage vorher geregnet, so daß sich ein Wasserlein durch den Graben schlängelte, das im Mondenschein gespenstisch blinkerte.

Und so kam es denn, daß der brave Matthes in diese Teufelsfalle geriet. Schuld daran waren neben der Tücke des Weins die 30 Taler, die er in der rechten Rodtasche trug und unter deren einseitiger Last er wie ein windschiefes Segel kreuz und quer lavierte, bis er plötzlich dem Graben zu nahe kam und kladatsch! — in die nassen Brennesseln plumpste.

Unter ihm lag sein treuer Schicksalsgenos, das Klapphorn. Es hatte eine neue schwere Beule bekommen. Beim Fallen gab es noch einen wimmernden Ton von sich. Dann wurde es still — ganz still . . .

Sich zu erheben, vermochte der Matthes nicht mehr. Auch waren ihm schon auf dem Weg die Augenlider zugefallen, so daß er, da er sowieso gewohnt war, auf einer Strohmattre zu schlafen, die Brennesseln für seine Mattre hielt und selig und zufrieden einkuselte . . .

Von einem Apfelbaum, der just über ihm stand, fiel ihm, vom Wind geschüttelt, von Zeit zu Zeit eine unreife Frucht auf den Kopf. Er träumte gerade, er läge in

einem weichen Daunebett im königlichen Schloß zu Berlin und alle Herren und Damen des Hofes defilierten an ihm vorbei und machten ihren Knix und flüsterten: „Das ist der berühmte Matthes, der Freund des Königs!“ Und jedesmal, wenn ihm ein Apfel auf den Bauch plumpste, fühlte er, es war wieder ein Taler, den man ihm zuwarf — und lächelte selig.

So verging die Nacht und die Sonne blinzelte bereits über der Burg Maus und wusch ihre roten Backen im Rhein, als der Matthes im Halbschlaf plötzlich eine Stimme hörte — eine recht unanste Stimme —, die ihm Worte zurief, die so ganz anders waren als die Worte, die der König gestern zu ihm gesprochen . . .

Er klappte — wenn auch mit einiger Mühe — den rechten Augendeckel hoch und — fuhr entsezt zusammen. Vor ihm stand seine Alte, die noch am gleichen Abend von dem Talerlegen vernommen und, nachdem sie die ganze Nacht auf den Beglückten gewartet, sich am frühen Morgen auf den Weg gemacht hatte, um ihn zu suchen.

Und da lag er nun, der Märchenprinz, in die nassen Brennesseln verkrampft und schnarchte . . .

Das erste, was sie tat, war, daß sie ihm die Taschen visitierte, zuerst voll freudiger Erwartung, langsam und bedächtig, dann immer hastiger, immer aufgeregter, bis schließlich ihrer Kehle ein fürchtbarer Schrei entfuhr: Die Taschen des Matthes waren leer. Nicht ein einziger Taler war mehr darin.

Das eheliche Gewitter, das sich bei dieser Feststellung entlud und das den armen Matthes mit einem Wolkenbruch, von Hagelschloßen begleitet, überschüttete, ist schwer zu beschreiben. Es genügt zu sagen: die schönen blizeblanken Taler waren fort.

„Alles versoffen!“ zeterte die Alte. „Das schöne Geld!“

Mit einem Ruck war der Matthes auf den Beinen, hielt sein verquetschtes Horn in der Hand und schaute klörig und verständnislos sein Weib an. Wenn er auch zwei oder drei Taler vertrunken — aber dreißig? Unmöglich! Er wollte grob werden, wollte seiner Alten die Taler an den

Kopi
wer
sich doch fi
und Hoje
Taler war
Wie ein
heimweg
deren Re
niederfall
der Nacht
waren . .
Einige
daß in E
hliche Tal
vom Büch
das Schid
gespräche
und hoch
die Sacht
Kui
der Wand
polstert
geleitet
die sie
hatten.
aus dem
nicht ist
Taler
und weil
lassen, z
liches Ge
er hätte
Kleinod
Tüchtig
Der
ein par
einer E
ruher,
währen,
Seite re
Der
sien Ge
wollig
hatten
es traf
berger
er weni
es doch
geben.
blanten
den Zi
solipes
entgehe

Kopf werfen, denn irgendwo mußten sie sich doch finden . . . Aber ob er auch Kopf und Hose um und umwendete — die 30 Taler waren verschwunden.

Wie ein deportierter Sträfling trat er den Heimweg an, eskortiert von seiner Alten, deren Redefloskeln weit härter auf ihn niederbollerten als die Aepfel, die ihm in der Nacht auf Kopf und Bauch geplumpft waren . . .

Einige Tage vergingen, da fiel es auf, daß in St. Goarshausen blitzblanke preußische Taler kursierten. Man hatte einen vom Bäcker, einen vom Metzger erhalten — das Schicksal des Matthes hatte sich herumgesprochen — man war stutzig geworden und forschte nach. Allmählich kam Licht in die Sache.

Auf der Herberge war's. Dort waren in der Nacht, da dem Matthes die Geschichte passiert war, zwei Handwerksburschen eingekehrt in Begleitung einer Tippelschidse, die sie auf der Wanderung aufgegabelt hatten. Sie hatten den Herbergsvater aus dem Schlaf geweckt, hatten ihm, als er nicht öffnen wollte, mit einer Handvoll Taler vor dem Gesicht herumgeklimpert und verlangten, als er sie endlich hereingelassen, zu essen und zu trinken. Ein fürstliches Souper sollte es sein. Das Beste, was er hätte, sollte er auffahren. Ob er keinen Rheinsalm hätte in Süßrahmbutter, oder Trüffelpasteten mit Steinberger Kabinett?

Der bucklige Herbergsvater hatte nur ein paar magere Handkäse im Hause und außer Schnaps nur einen billigen Rachenpuzer, in der hinteren Hasenbach gewachsen, wo die Trauben nur auf einer Seite reif werden.

Der Hinweis auf diese wenig lukullischen Genüsse brachte die Tippelschidse gewaltig in Harnisch, und ihre Caballeros hielten zur Bekräftigung auf den Tisch, daß es krachte. Wenn sie schon keinen Steinberger Kabinett haben könnten, dann solle er wenigstens Sekt besorgen. So was müsse es doch in dieser gottverlassenen Gegend geben. Und da sie ihr Ultimatum mit blanken Talern unterstrichen, die sie auf den Tisch schmissen, und der vertatterte Hospes sich die noblen Herrschaften nicht entgehen lassen wollte, auch sich über die

Herkunft der Silberfuchse weiter keinen Gewissensbissen hingab, so lief er mitten in der Nacht zu einem Hotelwirt, weckte ihn auf und ließ sich sechs Flaschen Sekt aushängen, damit die beiden Sonnenbrüder mit ihrer Melusine aufs Wohl des Chausseegrabenmillionärs trinken konnten.

Und so rollten die Taler des Matthes am nächsten Tage weiter, vom Hotelwirt zum Bäcker, vom Bäcker zum Metzger und



Und da lag er nun, der Märchenprinz und schnarchte.

von diesem zu anderen Empfängern. Und als man schließlich nach den Spitzbuben fahndete, da waren die lockeren Vögel längst über alle Berge. — —

Nach diesem betrüblichen Ausgang der Sache faßte die Matthesen einen heroischen Entschluß. Sie kaufte sich einen blütenweißen Briefbogen, dazu einen funkelnagelneuen Federhalter, in den sie eine funkelnagelneue Stahlfeder steckte, und dann schrieb sie:

„An des hochlöblichen Keenigs Majestät in Berlin!

Ich tu Ihne mit großer Bekümmerniß zu wissen, daß mein Mann, der Matthes, so sterngranatenvoll war, daß die Spitzbuwe ihm die 30 Dahler vom Echoblaße, wie die Volleul nachts im Schosseehgrabe gelege hat,

aus dem Säckel geholt habe. Ich hab gelernt und mei Kinner habe gesagt, es wär ein Schand. So scheene neie Dahler. Und ich wollt mir doch eine Sau dafür kaufe. Was ich nun nit kann, wenn der Herr Keenig mir nit hilft.

Womit ich verbleibe in Gedanken an die Sau Ihre in Ehrfurcht und Kummer tief versunkene

Frau Matthias R.“

Diesen Brief steckte sie in einen Umschlag, siegelte ihn gut zu und schickte ihn ab. —

Nach etwa drei Wochen trat der Landbriefträger Happ bei ihr ein und überreichte ihr mit feierlicher Miene einen mit dem königlichen Adler versehenen Brief, begleitet von zehn preukischen Talern.

Als sie nach längerem Zögern den Brief öffnete, las sie, von der Hand des königlichen Kabinettssekretärs geschrieben, Seine Majestät habe, in Würdigung, daß der Kausch des Echobläfers Matthias R. in vaterländischen Gründen zu suchen sei, geruht, das Trinkgeld von 10 Talern, das er ihm seinerzeit gegeben, zu wiederholen.

Die Matthesen machte ein Gesicht wie eine Geiß, der die Sonne auf die Nase blinzelt. Teils freute sie sich, teils wurmte es sie, daß man von königlicher Seite ihr nicht die vollen 30 Taler ersetzt habe. Nachdem ihr aber der Landbriefträger auseinandergesetzt hatte, daß der König ein sehr spar-

samer Herr sei, und daß man ihm nicht gut zumuten könne, bei allen Herren, die damals dabei waren, herumzulaufen und das Geld einzusammeln, da tat sie, in Erinnerung an die verhängnisvolle Nacht, einen tiefen Seufzer und steckte das Geld ein. Ging dann hin, kaufte sich eine halbsflügge Sau, päppelte sie groß und verspeiste später „Königswürste“ und „Wilhelmschinken“, wie sie die lederen Sachen nannte, die ihr das romanhafte Borstentier geliefert hatte.

Womit der häusliche Friede wieder hergestellt war.

Der brave Matthes hat dann noch lange Jahre mit dem verquetschten Horn das Echo im St. Goarer Wadenberg herausgefordert und oft noch des „Herrgotts Arm“ erfaßt, als Helfer in bedrängten Nächten, aber königliche Taler direkt aus höchster Schatulle sind ihm nicht mehr geworden.

Und als es nicht mehr ging mit dem Blasen, da ist er still und friedsam in die ewigen Nebgelände eingegangen, sitzt bei seinen Kollegen Mozart, Verdi und Auber, und wenn an lauen Sommerabenden der Mond im Rheine badet und die Sterne mit den Wolken Räuber und Schandarm spielen, dann schaut er herunter auf den Strom und horcht, ob sein Nachfolger das Horn ebenso meisterlich zu handhaben versteht wie einst er. Nur den Chausseeграben — den will er nicht mehr sehen.

Es geht um die Wurst!

Von Margarete Graf.

Raum hatte man am Ingeduldshofe die letzte Garbe ausgedroschen, so brannten in der Nacht Stall und Scheuer lichterloh. Die alte Stine Fruth, ein wunderliches Weibwesen, mutmaßte, daß dies eine gerechte Strafe des Himmels wäre, weil die Knechte bei einem aufziehenden Wintergewitter die Flegel wacker fortgeführt, anstatt, wie gebräuchlich, die geweihten Kerzen entzündet hatten. Der Bauer selbst meinte, es sei wohl dem dünstenden Feu zuzuschreiben, das eines nassen Sommers

wegen ungenügend ausgedörnt war. Vieleicht — man konnte nie wissen — war auch die boshafte Hand eines Neiders im Spiele gewesen. Im Nu stand das halbe Dorf um das lodernde Feuer versammelt. Aber wieviele Hilfsbereite sich auch herzu drängen mochten — was konnte der gute Wille allein ohne Wasser ausrichten? Der Frost hatte jäh und grimmig eingeschickt, erstarrt waren die schmalen Wasserläufe, auf denen sommers die Moorbauern ihre schwerbeladenen Torfkähne in tagelangen

Mühen gen Hamburg stakten. Selbst die überfluteten Streuwiesen glichen einem riesigen Spiegelglase, aus dem nur hier und dort die mageren Erlenhülsen stachen, auf denen die Krähen horsteten.

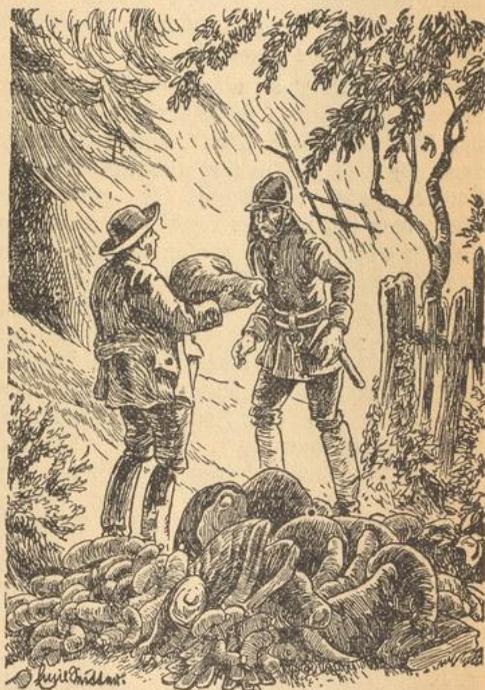
Trotzdem das armselige Strahlchen aus dem dürstig sprudelnden Brunnen kraftlos in der gewaltigen Glut des Brandes verzichtete, mühte sich die Dorfwehr unverdrossen. Auf der obersten Leiterprosse, mitten im ärgsten Funkenregen, stand der Tagewerker Nikolaus Spänkuch und riß mit einem langen Feuerhaken die glimmenden Heumassen auseinander. Der flackernde rote Schein fuhr über sein ernstes, vielgefurchtes Gesicht, daß ihm die Hitze große Schweißtropfen expreßte; Haar und Bart waren ihm angefengt, und an den Händen begann sich die Haut da und dort blasig zu verziehen. Von Mal zu Mal hustete er heftiger, Stank und Rauch schienen ihn beinahe zu ersticken. Da ertönte das Signal — ganz erlöst taumelte er von der Leiter.

Ein paar Atemzüge lang ratschlagten die Männer. Die Tiere waren in Sicherheit — weiterhin schien nicht mehr viel zu retten. Da war es wohl klüger, schleunigst das Wohnhaus zu räumen!

Peter Ingeduld nickte schwer. Während er das Kästchen mit barem Gelde und die vergilbten Pergamentrollen, in denen die Schicksale und Rechte seines Hauses ausgezeichnet standen, an sich nahm, schleppte das Gesinde schön verzierte Gewandtruhen, buntgebänderte Leinwandballen, das Zinngeschirr, die hochgetürmten Betten und die Spinnräder aus dem Hause — die ungefüge Wiege nicht zu vergessen.

Die Frau schluchzte laut auf, als sie die erste Flamme am Dachbalken entlangrennen und in die offene Diele hineinschlagen sah. In dieser Diele hatte man ihr das Hochzeitsmahl gerüstet, ihre kleine Tochter war dort getauft worden, und die alten Eltern ihres Mannes hatten da letzte Rast gehalten zwischen den flackernden Wachskerzen, ehe man sie hinauf nach dem Kirchhof getragen hatte. Peter Ingeduld stand ganz still und gefaßt. Mit jedem Zoll, den das Feuer in Besitz nahm, fraß sich ein beinahe körperlicher Schmerz tiefer in sein

Herz. Aber es war nicht seine Art, sich schwach vor den Leuten zu zeigen. Nur die kleine Hedwig, der Haus und Heim noch ein selbstverständlicher Begriff ohne tiefere Bedeutung war, kränkte sich vornehmlich um die schönen Schinken und Schlawwürste, die an langen Stangen unter der Decke im Rauch hingen. Mit großen, ängstlichen Augen trieb sie die Helfer laut zur Eile



„Da — nehmt das mit nach Hause, hab's Euch redlich genug verdient.“

und schien vollkommen beruhigt, als endlich Nickel Spänkuch, mit den letzten Röstlichkeiten behangen, unter dem grellbeleuchteten Tor erschien. Er trug sie etwas abseits, wo sie sicher und kühl ruhten, bis die verstörte Bäuerin sich ihrer annehmen mochte.

Dann stand er eine Weile still, um zu verschmausen. Indes wanderte sein hungeriger Blick wieder und wieder zu dem nahrhaften Schinkenhügel, wie die begehrliehen Träume eines Kindes ausreiten ins Schlaraffenland.

War das Gerechtigkeit? Daheim hatte er sieben allzeit futtermächtige Schnäbel zu

stopfen, die solche Herrlichkeiten kaum vom Hörenjagen kannten. Und er ließ sich hier die Lungen verpesten und schund sich die Haut von den Knochen, damit der Bauer seine Würste in Sicherheit brachte! O Narrheit! Am Ende, ja, sicherlich, war Peter Ingeduld hinreichend versichert, dann wog der Schaden nicht allzu schwer. Wenn man's recht bedachte — eigentlich war doch der Dachboden dieses alten Hauses schon weidlich morsch, der Stall schandbar nieder gewesen!

Das Mitleiden mit dem Betroffenen schwand zusehens, je näher Nickels Nase den Würsten rückte. „Hm“, dachte er, während ich hier zerfchlagen und armselig im Dunkel hoche, überschlägt er etwa gar schon, was sich mit der runden Summe, die sie ihm auf die Hand zählen werden, alles ausrichten läßt!“ Riesengroß stand die Versuchung vor ihm auf. War nicht jede wadere Tat ihres Lohnes wert? Wenn er nun eine, eine einzige dieser schönen langen Würste unter seinen Rock zauberte? Hei, wäre das ein Festtagschmaus für seine sieben hungrigen Kacker! Wieder und wieder zuckte seine Hand nach den Würsten, immer riß er sich im letzten Augenblick gewaltsam zurück. Plötzlich durchfuhr es ihn: War er denn in dieser Stunde überhaupt noch der arme Tage-

werker Nickel Spänkuch? War er nicht Mann Nummer 7 vom ersten Löschzug? Und war ihm als solchem nicht ein Amt gegeben, das er in Treu und Ehren zu verwalten hatte? Ein Feuerwehmann, der stahl, war ja wohl nicht besser, als ein Soldat, der hinterm Rücken seines Hauptmanns plünderte!

Nickel Spänkuch stöhnte laut. Entschlossen trat er einen großen Mannsschritt zurück, zog den Rock straff und krampfte die verbrannte Hand um den kühlen Metallknopf seiner Uniform. Die Versuchung sank blißschnell in sich zusammen, als hätte sie ein voller Strahl aus dem Spritzenrohr getroffen.

„He, Nickel — steht Ihr Posten vorm Gelffleisch? Ich dank Euch auch, Ihr habt Euch mit dem Feuer geschlagen, als wär's der Teufel selbst! Da — nehmt das mit nach Hause, habt's Euch redlich genug verdient!“ Peter Ingeduld lupfte einen schweren Schinken aus dem Haufen, wog ihn ein Weilschen auf beiden Händen, als wollte er seine stattliche Rundung ins rechte Licht setzen und legte ihn dann dem Nickel Spänkuch in die Arme.

Er konnte es nicht verstehen, warum dieser plötzlich freideblich ward, einen verworrenen Dank stammelte und davonstürzte wie ein Verfolgter.

Die selige Sölde.

Von F. Schröngamer-Heimdahl, Passau-Haidenhof.

Der Anstauber — in der Stadt nennen sie so was Kommissionär — rückt dem Gyrainer Flori noch einmal auf den Leib, fleht, beschwört, greift sich und ihm ans Hirn: „Wie nur ein Mensch so steinhagelverstoßt sein kann! Bierzigtausend Mark für das kleine Anwesen, das nicht fünf-tausend wert ist. Die andern fünfunddreißigttausend sind für die Luft und die schöne Aussicht. Wer zahlt dir denn das noch? Flori? Nur der Kommerzienrat Völkergrab! Nur der kann sich den Luxus leisten. Wirft schauen, was der für eine Villa herbaut auf den Hübel! Der Plan und alles ist schon fertig vom Archi-

tekten. Wo der Krautacker ist, kommt ein Park hin, und statt der Bienenhütten wird eine Autogarage ins Land blitzen, oben-auf mit einem Sonnenbad. Schau dich an, Mensch, mußt doch selber einen Stolz haben, was aus dem windschiefen Geraffel da heroben alles wird. Und du hast vierzigtausend Mark bar, kannst dir den schönsten Bauernhof kaufen um dieses Hebdengeld, kannst in die Stadt ziehen und eine Handelschaft anfangen oder gleich privatilisieren, kannst deine Buben auf Beamte studieren lassen und dein Weib ist eine gemachte Frau. Sagt es nicht selber, Florigin? Bierzigtausend Mark! Bier-

zigtausend Mark vom Kommerzienrat Völkergrab — Brüderl, ein solches Gebot kriegt in Ewigkeit nimmer. Da hast meine Praxen — Schlag ein!“

Der Flori sitzt wie ein Stoch.

Die Florigin steht mitten in der Stube, hält die Hände vor den Leib wie zum Gebet gefaltet und wirft ein zages Wörtlein auf die Waage: „Vierzigtausend Mark — ein Geld wär's schon!“

„Da krieg ich nachher ein Lustgewehr!“ rumpelt der Girgei von der Ofenbank herab.

„Und ich eine echte Indianerausrüstung mit einem Tomahawk!“ grillt der Florei.

„Da kannst nachher den Völkergrab gleich skalpieren!“ ist das erste Wort des alten Flori. „Völkergrab, Völkergrab — wie nur ein Mensch so heißen kann! Der Name gefällt mir schon gar nicht. Der bedeutet nichts Gutes . . .“

„Der Name ist wurst — die Hauptsache ist das Geld. Vierzigtausend Mark — da schlag einmal ein! Sonst schlag ich dir das Hirn ein mit deiner Dummheit, deiner Jaudummen!“

Drohend steht der Anstauber.

„Ich will den Handel noch einmal beschlafen“, rekt sich der Flori aus dem Herrgottswinkel und setzt die kaltgewordene Pfeife in Brand.

„Von mir aus“, empfiehlt sich der Anstauber, „aber wenn's morgen wieder nichts ist, nachher . . .“

Und der Flori beschläft den Handel mit einem aufgerüttelten Herzen: hie die Heimat, die armselige Sölde — hie vierzigtausend Mark und die tausend Möglichkeiten einer bessern Zukunft, eines bequemereren Lebens.

Der Mond fällt voll auf das geblumte Bettzeug und die Nasenspitze des schlafenden Flori. Da geht die Kammertür auf und eine Schemengestalt schreitet gemessenen Schrittes auf das Bett zu. Träumt der Flori oder wacht er?

„Vater — du!“ stöhnt er aus den Rippen.

„Ja“, sagt die Gestalt, „siebzig bin ich draußen gewesen. Vor Orleans. Ich weiß es noch wie heute. Ist ein strenger Winter gewesen, bin im Schnee gelegen mit

dem Schuß in der Schulter. Aber spaßig, an die Bienen hab ich denken müssen daheim auf der Sölde, nicht an meine Blessur, bloß an die Impen. Ob sie jemand füttern wird? Und Heimweh hab ich gekriegt, Bub, daß ich beinahe desertiert wär. Bin nachher eh heimgekommen als halber Krüppel. O Bub, das Glück, wieder daheim auf der Sölden! Wirft es eh wissen — bist ja auch draußen gewesen im Weltkrieg. Behüt dich Gott — und die



Der Flori sitzt wie ein Stoch.

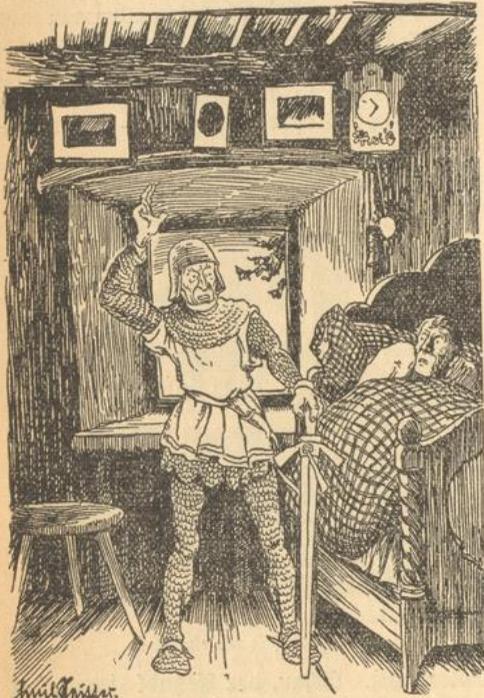
Sölde auch. Schau, der Mehndl kimmt, der möcht auch ein Wörtl reden . . .“

„Ja, ich bin's schon, der Mehndl. Kennst mich etwa nimmer? Ei ja, doch! In Rußland bin ich gewesen mit dem Napoleon, an der Beresina. Den Tornister und alle Taschen haben wir voll Dukaten und Gold gehabt aus den russischen Schlössern. Aber den ganzen Reichtum hätten wir hergegeben um ein Stückl Brot, um ein Körndl Korn, um einen harten Krautstingel. Wie uns nachher der Hunger alleweil schwächer gemacht hat, haben wir Gold und Geld in den Schnee geschmissen, weil wir's nimmer tragen haben können. Hörst mich gehen, Bub? Mit erfrorenen Füßen hab' ich mich heimgeschleppt auf die Sölden. Bub, da war ich wie im Himmel. Schau dir auf diesen Himmel, will ich sagen, und behüt dir der Himmel den Himmel!“

Eine Schar von Schemen reißt sich stumm in der kargen Kammer. Einer nach

War er
ersten W
nicht ein
id Ehren
rwehman
besser, al
n seines
te laut
en Ramm
ff und tra
m den
rm. Die
sich zu
Straßl aus
hr Rollen
auch, J
agen, als
nehmt be
blisch gen
luppte
m Haupte
en Händ
Rundung
e ign d
ne.
rsehen, m
ward, ein
te und d
r ist, kom
enenhüt
id bligen
er einen
dähstien
Und d
kannit d
um die
adt zieh
oder gl
Suben au
dein W
es nicht
Mart!

dem andern tritt ans Bett und legt die Rechte auf die Zudeck, darunter Floris auferütteltes Herz in schnellen Schlägen zuckt. „Der Schwed, Bub“, raunt ein Wildbärtiger, „hat mir die Sölden abgebrannt,



„Erster Siedler der Sölde segne ich Scholle und Sassen des eigenen, edlen Geblüts. Weh dem Verderber!“

das Weib gemordet, die Buben vertrieben, dieweil ich unter Tillys Fahnen fern war. Hab' eine Einöde gefunden in Trümmern. Aus den Fensterhöhlen sind schon Tännlinge gewachsen. Haben sich die Buben wiedergefunden. Haben gesagt: Vater, die Heimat! Wären große Bauernhöfe, ausgestorben, zu haben gewesen um einen Schißt. Haben wir wieder von vorn angefangen auf der alten Eyraimer'scholle wie der Urahn' — schau, da ist er, der Letzte hinten in der Reihe. Laß dir's von ihm selbst sagen. Behüt dich der Himmel und die Sölde dazu!“

Der Letzte, sehnig, hager, im Harnisch, legte die Rechte auf die Zudeck, darunter Floris Herz pumpert: „Gumprecht bin ich, der Eyraimer von Eyraim, freier Sippe

Sohn. Der Hunne verheerte die Heimat. Vorn in der verlorenen Reih', im Kreise des Königs, rächt ich als Reife. Auf's Lechfeld flogen die Leichen der Landverwüster. Land gab mir, dem Nachgeborenen, der König zum Dank, nicht als Lehen, als Eigen, als Sold. Erster Siedler der Sölde segne ich Scholle und Sassen des eigenen, edlen Geblüts. Weh dem Verderber!“

Dem Flori perlt der Angstschweiß von der Stirn in die Rissen. Die Vergangenheit hat zu ihm gesprochen — jetzt kommt auch noch die Zukunft in seine Träume, die Buben.

Der Girgei schießt ihm mit dem Lustgewehr mitten durchs Herz: „Verräter! Weh dem Verderber!“

Und der Florei staspiert ihn nach allen Regeln der Kunst: „Weh dem, der uns und unsere Kindesfinder landlos macht um vierzigtausend Mark! Judaslohn!“

„Höllteigel, Buben, was fällt euch denn ein? Ist ja gar keine Red', daß ich den Judas mach“, stöhnt der Flori aus trüben Träumen.

Und auf einmal, wie's schon in Träumen geht, steht der Flori draußen auf der mondhellen Höh', hat vierzigtausend Mark in der Hand und schaut vor sich die schloßartige Villa, den Park auf dem Krautacker, die Autogarage mit dem Sonnenbad darüber.

Und da liegt der Völkergrab droben und läßt sich seinen Schmerbauch von der Sonne rösten. Von was der Mensch nur lebt, denkt sich der Flori; kein Körnlein Korn ist gebaut, kein Erdäpfelkraut schießt aus der Scholle, keine Rübe, kein Kraut hat mehr Platz auf dem alten Eigen. Ist alles nur Park und Spielplatz, Zaungeflecht und Mauerwerk. Keine Kuh, kein Schaf, keine Geiß, kein Gockel, keine Henn', kein Gansgeschnatter, kein Entenwatscheln.

Ein Leben in lauter Lust — und dennoch lauter Tod.

Jetzt fällt's dem Flori plötzlich ein, warum ihm vor dem Namen von je so gerauft hat. Völkergrab! Wahrhaftig, wenn auf jedem Eigen einmal ein Kommerzienrat sitzt, dann ist das Völkergrab fertig, ist alles aus und amen.

Schritte nahen. Der Flori erkennt Nachbarn, die hilfeheischend zu ihm kommen, und drückt sich beschämt hinter eine Staude im Park.

„He, Nachbar, sei so gut. Morgen hätten wir die Dreschmaschin'. Möchtest uns nicht aushelfen?“

Der Völckergrab im Sonnenbad schweigt.

„Geschwind, Flori, geschwind! Die Schedin kann nicht fälbern — liegt das Kalbl verkehrt drinnen.“

Der Völckergrab im Sonnenbad legt sich auf den Bauch und reckt die Rehrseite zum Himmel.

„Flori, bei uns ist ein Bienenschwarm abgeflogen. Geschwind, pack dein Zeugl und kimm!“

Der Völckergrab im Sonnenbad läßt sich den Buckel rösten. „Flori, da hätt ich einen Abbrandler für eine Hausammlung. Der Mann hat sieben unversorgte Kinder . . .“

Jetzt wird's dem Völckergrab im Sonnenbad zu dumm:

„Marisch, Gesindel! Können Sie nicht lesen, daß hier Betteln und Hausieren verboten ist? Hinaus — sonst lasse ich Sie wegen Hausfriedensbruch verhaften!“

Jetzt wird's auch dem Flori zu dumm! Wie ein Pfeil schnellt er aus der Stauden heraus: „Drauf, Nachbarn, drauf! Hinaus muß er, der Völckergrab! Der mir mein Eigen abgaunern will um seine lumpigen vierzigtausend Mark. Kein Körnl Korn wächst aus dem Geld, keine Hand voll Milch, kein Hühnerei, keine Honigwabe, keine Wollflocke auf ein Wams. Buben, drauf auf den Völckergrab! So ist's recht, Girgl, brav hast ihn aufs bayerische Leder getroffen mit dem Luftpgewehr, aber Flori, du erbarmst mir, kannst ja den Teufelsterl mit seiner Mondscheingläse nicht einmal skalpieren. Haut ihm halt eine!“

„Flori!“

Im Erwachen schlägt die Stimme seines Weibes an sein Ohr.

„Was hast denn du alles zusammengeträumt heute nacht?“

„Gott sei Dank, daß alles bloß ein Traum war“, fährt der Flori schon in die

Hosen. „Auf, Weib, und die Suppen gerichtet, daß ich eine Krafft hab', wenn der Anstauber wieder kimmmt. Den werde ich hinunterfeuern über den Hübel, aber schon mit Schwung, weißt, eyrainerisch, wie der Ahnherr auf dem Lechfeld die Hunnen hingelegt hat als Leichen ins Völckergrab . . .“

Die Florigin schüttelt den Kopf, erst recht, als er auch die Buben gleich weckt: „Auf mit euch! Heut gehn wir auf den Markt, da kriegt ihr nachher ein Luftpgewehr und ein Tomahawk — wer weiß, für was es gut ist.“

Und zur Florigin: „Also gleich nach der Suppen geh ich mit den Buben auf den Markt. Und wenn der Anstauber kimmmt, nachher sagst ihm, ich hab schon geschlafen über den Handel. Und meinen Traum leg' ich ihm ein andermal aus.“

Auf dem Markt geht der Flori zum Maler, der muß ihm einen Hauspruch malen, und wer heute auf dem Gangsteig



Wer heute an der Eyrainger Sölde vorbeikommt, kann den Wahlpruch Floris auf dem Täfelchen über der Haustür lesen.

an der Eyrainger Sölde vorbeikommt, kann den Wahlpruch Floris auf dem Täfelchen über der Haustür mit Vergnügen lesen.

Die selige Sölde ist nicht feil,
Behalte jeder seinen Teil.
Sie Ahnenerbe und Gottesgab,
Dort Völkertod und Völckergrab!



Der Jahre Hinfende Bote

Vater, sag, wer ist der Mann?
 "Du siehst ihn so genau dir an!"
 Das ist mein Kind, der Bote aus Jahr.
 Er kommt zu mir noch jedes Jahr.
 Ist unentbehrlich mir geworden,
 Er fliegt vom Süden nach dem Norden
 Durch's ganze weite Deutsche Reich,
 Dient treu und eifrig allen gleich.
 Das hat ihm reichen Dank beschert.
 Er hat gar tapfer sich bewährt,
 Ist in jedem Haus zu Gast,
 Trägt mit unsrer Sorgen Last.
 Willkommen drum auch dieses Jahr,
 Du alter Hinfender aus Jahr."

E. Halbach



Des Hinkenden Standrede vom Eigentum, vom Erben und vom Erbhofgesetz.



„Nein, es ist keine Zwangsversteigerung, Hinkender“, erklärte der Wirt, „es ist wegen einer Erbteilung. Die Erben drin in der Stadt geben ihr Sach unter den Hammer, sie wollen bares Geld sehen . . .“

Der Hinkende nickte und fuhr fort: „Das ist immer eine ärgerliche Sache, solch eine Versteigerung, nicht wahr? Denn meist ist einer von den Erben Bauer geblieben, und steht nun gute Stücke des väterlichen Gutes in fremde Hände kommen, weil er selbst aus Mangel an Geld nicht mitbieten kann.“

„Ja, so ist es“, sagte der Wirt zustimmend. „Aber wie soll man es anders machen? Der eine von den Brüdern braucht das Geld, um ein Geschäft zu gründen, der andere muß Schulden bezahlen, und da ist noch eine Schwester, die will heiraten, und die Aussteuer kostet auch Geld. Ihnen allen ist mit dem Pachtzins, den ihnen der Bruder bisher bezahlt hat, nicht mehr zu helfen.“

Der Hinkende begriff es und schaute sinnend vor sich hin. Der Löwenwirt blickte auf die Straße hinaus, ob dort der Bachhuber, der Schmied und der Schneidernaz noch nicht sichtbar würden. Aber keiner von den Männern der Tafelrunde war zu sehen.

Endlich hörte man Schritte und Männerstimmen draußen auf der Treppe. Die Türe ging auf, und die erwarteten Gäste traten herein: der Bachhuber, der Schneidernaz, der Schmied und all die anderen alten guten Freunde des Hinkenden. Sie begrüßten den würdigen Boten aufs herzlichste und entschuldigden sich wegen ihres etwas verspäteten Kommens. Schon war man gleich im Gespräch über die Versteigerung, von der sie gerade kamen.

Der Schmied meinte: „Eigentlich haben die Stadtleut als Besitzer bei solch einer Versteigerung immer den Schaden, wenn die daheimgebliebenen Geschwister ein Gebot machen. Niemand von den anderen

Es war zwischen Tag und Dunkel, als der Hinkende in den „Goldenen Löwen“ eintrat, wo er seine alten Freunde wieder zu treffen hoffte. Aber der runde Tisch, an dem sich sonst die Gesellschaft ihm zu Ehren um diese Zeit schon versammelt hatte, war noch leer, und so war es allein der Löwenwirt, der den beliebten und unterhaltbaren Gast begrüßte: „Grüß Gott, Hinkender, und Heil Hitler! Es ist heute noch keiner von der Tafelrunde da. Eine Versteigerung findet drüben im Rathausaal statt, und die dauert wohl länger, als man gedacht hat. Da muß man dabei sein, denn es wird allerhand ausgeboten an gutem Grund und Boden. Alle sind hingegangen, um zuzuhören. Und wer auch nicht vorhat, dabei ein Gebot zu machen, weil es ihm an dem nötigen Kleingeld fehlt, der will doch wissen, was die Liegenschaften heute gelten. Ich bin neugierig, zu hören, wie es ging. Bald werden sie da sein.“

Der Hinkende hatte sich inzwischen, während er aufmerksam zuhörte, an seinen alten Platz gesetzt und fragte, nachdem er seinen Schoppen bestellt hatte, mit der Anteilnahme, die man bei ihm gewohnt war: „Eine Versteigerung, Löwenwirt? Es wird doch wohl keine Gant sein! Ich denk', die Zeiten sind vorbei, da man die Bauern ohn' Erbarmen von Haus und Hof gebracht hat. . .“

Deuten steigert, sobald einer von der Verwandtschaft das Stück Acker oder die Wiesen haben möcht! Ist das nicht ein Unrecht? Habt ihr nicht gemerkt, wie es mit dem großen Acker beim obern Steinkreuz ging? Für das schöne Stück Feld waren viele Liebhaber da, aber sowie der Eichmüller Jörg sein Gebot gemacht hatte, ließen sie ihm den Acker. Warum? Damit das Stück in der Familie und beim Haus bleibt! Das ist freilich gut und sehr anständig gehandelt. Aber die beiden anderen Brüder, der Karl und der Adolf Eichmüller und die Schwester, die heiraten will, die haben nun den Schaden. Der Acker wär' aufs Doppelte des Anschlags gekommen, wenn weitergebotten worden wäre . . .“

„Was soll man dazu sagen?“ fragte der Bachhuber und drehte dabei seine Hand hin und her. „Wie man es nimmt, so ist es ein Recht oder ein Unrecht. Hat nicht der, der den Acker bauen will, und der sein Vatererbe damit erwirbt, eigentlich ein besonderes Anrecht auf solch ein Stück Grund und Boden? Aber die andern? Die haben dann den Schaden. Und ihnen gehört doch von Rechts wegen der gleiche Anteil!“

Alle schauten auf den Hinkenden, der aufmerksam zugehört und wiederholt zustimmend genickt hatte und nun, veranlaßt durch den stummen Wunsch aller, das Wort ergriff: „Ihr habt es da gespürt, Bachhuber, daß es da zwei grundverschiedene Meinungen gibt. Es handelt sich darum, was man vom Privateigentum hält. Wenn einer sagt, daß es in dem Fall, von dem Ihr erzählt, darum geht, jedem von Rechts wegen den gleichen Anteil von der Sache zukommen zu lassen, so ist das richtig gesprochen nach dem allgemeinen Recht, das in Deutschland in den Gesetzbüchern steht. Aber dieses Recht, oder doch seine Grundgedanken sind aus der Fremde zu uns gekommen, es ist nicht aus dem deutschen Gewissen herausgewachsen, es ist ein Recht, das an den Sachen haftet, am Geld, am Acker, am Wald, am Ertrag, am Zins und an solchen Dingen. Das ist das römische Recht.“

„Römisches Recht?“ warf der Schneidernaz etn, „was für ein anderes Recht gibt es noch? Was für ein Recht müßte

dann das deutsche sein? Kommt es denn auf etwas anderes an als auf die Sachen? Auf das Haus, den Acker oder das Geld?“

„Freilich! Auf ganz etwas anderes soll es ankommen!“ erklärte der Hinkende lebhaft. „Und Ihr werdet es sicher gleich merken, was beim deutschen oder germanischen Recht anders ist als beim römischen Sachenrecht. Beim deutschen Recht hängt nicht alles an den Sachen, sondern an den Beziehungen der Menschen zu den Sachen. Um Ehre und Treue und solche Tugenden geht es dabei. Ehre und Treue gab es sicher auch bei den Römern, aber in ihren Rechtsbüchern steht nichts davon. Es kann also einer nach diesem Sachenrecht, wenn er nur schlau die Gesetzesbestimmungen benützt, untreu und ehrlos handeln und kommt zu seinem Vorteil, ohne daß man ihm etwas anhaben kann, ja das Gesetz schützt ihn sogar noch! Ich brauche Euch da kein Beispiel zu erzählen, wir haben es doch in diesen Jahren oft erfahren, daß mit diesem Sachenrecht brave und ehrsame Bauersleute um Haus und Hof gebracht wurden. Und die Halsabschneider, die Kravattenmacher, die erreichen ihr böses Ziel ausgerechnet mit den Paragraphen des landfremden römischen Rechtes! Das ist heute noch fast genau so wie vor bald 2000 Jahren, als die Römer in das süddeutsche Land eingebrochen waren und dort Gerichtsbarkeit nach ihrem Recht hielten. Da standen die braven biedern alten Deutschen vor einem römischen Prätor und ließen sich nach fremdem Gesetz Urteil sprechen. Sie begriffen dieses Recht nicht, denn es ging nicht um Ehre und Treue, sondern um fremde Rechtsgrundsätze. Daraus erklärt sich auch der Haß, mit der die Germanen nach der Hermannschlacht im Teutoburger Wald besonders die römischen Advokaten verfolgten. Und Ihr alle wißt auch, daß die Margisten und die, die hinter ihnen standen, die Verwirrung um das Recht des Privateigentums noch vergrößerten. Gerne sagten diese Leute nach, was einst der Franzose Proudhon in einem Buche verkündet hatte: Eigentum ist Diebstahl! Natürlich hat es für den, der nichts sein eigen nennt, etwas Verlockendes, so zu sprechen. Eigen-

tum sei Diebstahl? Merkt Ihr den Un-
sinn? Es kann doch der nicht von Dieb-
stahl sprechen, für den es überhaupt kein
Recht auf Eigentum gibt! Wer von Dieb-
stahl redet, der erkennt das Recht auf Pri-
vateigentum an. Die Kommunisten me-
nen, mit der Abschaffung des Privateigen-
tums sei alles Uebel in der Welt beseitigt.
Ach je, wie einfältig ist solch eine Lehre!
Alles Höhere, alle Gesittung, alle Kultur,
alle Bildung hat mit dem Eigentum ange-
fangen! Das hat unser Dichter Friedrich
Schiller auch gewußt, als er die Verfe
schrieb:

„Etwas muß er sein eigen nennen,
oder der Mensch muß morden und
brennen!“

Den Leuten um den runden Tisch gefiel
diese Rede des Hinkenden sehr gut, und
man kam in ein lebhaftes Gespräch. Der
Schneidernaz meinte, seit er in der Zeit
der Millionen, Milliarden und Billionen
sein kleines Barvermögen bis auf einen
armseligen Rest eingebüßt habe, sei ihm
das Wort Eigentum zweifelhaft geworden:
„Sind wir nicht damals bestohlen worden,
wir alle, an unserem mühsam ersparten
Eigentum? Ich für meinen Teil habe dar-
aus die Lehre gezogen, daß der einzelne
nie eine völlige Sicherung haben kann für
sein Hab und Gut.“

„Wenn du so sprichst“, unterbrach ihn
der Hinkende, „so hast du recht und hast
auch unrecht, wie man's nimmt. Denn daß
alles irdische Gut etwas Vergängliches ist,
wissen wir alle, und daß in einer Zeit, in
der ganze Länder von der Karte verschwin-
den, auch ein Stück Papier seine Bedeu-
tung verlieren kann, das kann man schließ-
lich verstehen. An die Geldwirtschaft und
an sich allein darf man bei diesen Sachen
nicht denken. Das Privateigentum hat
auch seine Grenzen, und die sind dort, wo
das Wohl des Volks und Vaterlands
beginnt. Unbeschränkte Eigentumsrechte
können für den Staat und für das Volk
zu einer Gefahr werden. Das mag Euch
vielleicht kurios erscheinen, und mancher
mag denken: aha, läuft's da hinaus? Soll
vielleicht solch ein Unheil wie die Infla-
tion nochmals über die redlichen Sparer
kommen? Nein, kein Gedanke an so etwas!

Der neue Staat, der das Eigen-
tum bewahren und schützen will, tut dies
vor allem um der Erhaltung der Familien-
werte willen, um des Erbes willen. Und
alle, die dem Privatbesitz feindlich gesinnt



Da standen die braven Hiedern alten Deutschen vor einem
römischen Prätor und ließen sich nach fremdem Gesetz Urteil
sprechen.

sind, wollen vor allem durch Beseitigung
der Erbrechte dem Eigentum den Garaus
machen. Wisset Ihr, wie es in Sowjetruß-
land ist? Da ist der Staat der Haupterbe!
Und bei uns haben Anno 1922 ja auch die
roten Gewerkschaften den Vorschlag ge-
macht, das Erbrecht zugunsten des Staats
abzuändern. Man kann sich schon vor-
stellen, wie ein solches Erbrecht ausge-
fallen wäre! Zum Glück ist es soweit
nicht gekommen. Aber immerhin: wir
haben auch eine Erbschaftssteuer von 2%
bis 60%! Man muß freilich anerkennen,
daß in diesem Erbschaftssteuergesetz der Ge-
danke des Schutzes für das Familieneigen-
tum doch einigermaßen zum Ausdruck
kommt. Das Erbschaftssteuergesetz von
1925 kennt 5 Klassen, die sich nach dem
Verwandtschaftsverhältnis des Erben zum
Erblasser richten. Da sind in der ersten
Klasse die Ehegatten und Kinder des Erb-
lassers. Da fängt die Besteuerung an mit
einem Erbwert von 5000 Mark und be-

trägt dann 2% bis zu 10 000 Mark. Von da an steigt sie langsam bis auf 9,5% bei einem Erbschaftswert von 1 Million Mark! Nun, mancher von Euch denkt: wer eine Million erbt, kann wohl 95 000 Mark Steuer zahlen, und würde sich gern bereit erklären, eine solche Abgabe zu zahlen, wenn plötzlich der Briefträger die Nachricht brächte, daß ein verschollener Erb- onkel in Amerika ihm eine halbe Million hinterlassen habe. Aber, hallo, ein Erb- onkel, das ist etwas anderes, als wenn man Vater und Mutter beerbt! Da haben wir es nicht mit der ersten Klasse der Ver- wandtschaft zu tun, sondern schon mit der sehr viel höher besteuerten vierten Klasse, in der Großeltern (es kommt auch mal vor, daß Großeltern einen Enkel beerben!) und außerdem noch Neffen, Nichten, Schwieger- eltern und Schwiegerkinder vereinigt sind. Aber in diesem Fall müßten von einer halben Million schon 28 vom Hundert be- zahlt werden, und das wären immerhin



Wer eine Million erbt, kann wohl 95 000 Mark Steuer zahlen und würde sich gern bereit erklären, eine solche Abgabe zu zahlen, wenn plötzlich der Briefträger die Nachricht brächte, daß ein verschollener Erb- onkel in Amerika ihm eine halbe Million hinterlassen habe.

schon 140 000 Mark! Wenn der Erbwert in einem solchen Falle aus Grund und Boden oder in Häusern besteht, so müßten zur Bezahlung der Steuern sofort beträcht- liche Teile des Erbgutes veräußert werden.

Dies ist wieder eine Frage für sich, liebe Freunde, das seht Ihr gewiß alle ein.“

Inzwischen war mit einigen weiteren alten Bekannten des Hinkenden auch der Bürger- meister in die Gaststube des „Löwen“ ge- treten und hatte sich an den runden Tisch gesetzt. Er nickte lebhaft bei der letzten Frage des Hinkenden und erklärte bei- läufig, er habe gelesen, die Reichserb- schaftsteuer habe im letzten Jahre dem Deutschen Reich die hübsche Summe von rund 70 Millionen Reichsmark eingebracht, aber für manches landwirtschaftliche Gut sei die Erbschaftsteuer eine schwere Be- lastung, besonders dann, wenn der Anerbe, der das Gut übernehme, die übrigen Erb- berechtigten in barem Geld abfinden müsse. „Das Erben ist aber in keinem Fall nur eine wirtschaftliche, nur eine Geldange- legenheit!“ warf der Hinkende ein. „Das könnt Ihr schon dort im Bürgerlichen Ge- setzbuch lesen. Man muß nämlich erb- würdig sein! Was für besondere Tugenden, meint Ihr wohl, muß man da haben? Nun, es braucht sich da keiner besonders anzustren- gen, um erbwürdig zu sein. Er darf nur sich nichts zuschulden kommen lassen, was ihn erbunwürdig macht. Erbwürdig ist z. B. wer eine Urkunde, die das Erbe be- trifft, fälscht oder unterdrückt. Oder wer ein Testament durch Täuschung oder Dro- hung veranlaßt. Auch der, der ein Testa- ment verhindert, ist nicht erbwürdig. Die Erbwürdigkeit hat ferner der verloren, der den Versuch machte, den Erblasser zu er- morden! Ja, Ihr lachelt vor Euch hin, liebe Freunde, denn Ihr haltet das für selbstverständlich, aber in den Gesetzen muß gerade das Selbstverständliche stehen . . .“

Der Wagnerkarle, einer vom jüngeren Nachwuchs der Tafelrunde, holte das Bür- gerliche Gesetzbuch von dem Bücherbrett des Löwenwirts und sprach: „Das Selbstver- ständliche, sagt Ihr, soll da darin stehen? Aber wie kommt es, daß man dieses Selbstverständliche so schwer versteht? Ist denn das Buch nur für die Advokaten ge- macht?“

„Es sollt' wohl ein Buch fürs Volk sein“, erklärte der Hinkende, „zwar nicht so unterhaltend und angenehm zu lesen wie der Kalender, aber doch jedem verständ-“

lich, der die deutsche Sprache versteht und nicht auf den Kopf gefallen ist. Es ist schädlich, daß das Bürgerliche Gesetzbuch ein solches Buch nicht ist, denn seinem Inhalt nach ist es nicht volkstümlich, und seiner Sprache nach ist es trocken, langweilig und schwer verständlich. Man spürt beim Lesen, daß dies Buch von Rechtsgelehrten verfaßt ist, die mehr zwischen Aktenpapier und Büchern voller Paragraphen gelebt haben als im lebendigen Volk!

„Jetzt bin ich froh, daß Ihr das gesagt habt, Hinfender“, warf der Schneidernag ein, „ich bin mir immer so dumm vorgekommen, wenn ich in dem Buch gelesen habe. Aber sind denn alle Gesetze so fürchterlich trocken und in schlechtem Deutsch geschrieben?“

„Gottlob nicht“, entgegnete der Hinfende. „Solche Gesetze sind erst im Laufe des vergangenen Jahrhunderts gemacht worden. Im Mittelalter war z. B. die Rechtspflege nach unseren Begriffen zwar grausam, aber in ihren Grundzügen doch volkstümlich. Die Sprache der Gesetze war klar und verständlich. Und heute? Habt Ihr noch nicht davon gehört, daß im neuen Deutschland ein Gesetz herausgekommen ist, das in jedem Sinn volkstümlich ist, seinem Inhalt und seiner Sprache nach?“

„Ihr meint gewiß das Reichserbhofgesetz?“, rief da der Löwenwirt. „Ich habe mir das Büchlein für ein paar Pfennige gekauft drin in der Stadt, denn es wird jetzt so oft darüber geredet hier in der Stube, und da möcht' man auch gern Bescheid wissen. Aber ich hab' gleich gemerkt, daß manch einer seine Glossen macht über dies Gesetz, der es noch gar nicht gelesen hat...“

„Freilich, das Erbhofgesetz meine ich“, sagte der Hinfende voller Freude darüber, daß ihm hier solche Anteilnahme begegnete. „Dieses erste große Gesetz, das die Regierung unseres Führers Adolf Hitler zum Neuaufbau von Volk und Staat erlassen hat, ist nicht nur für die, die es betrifft, für den Bauern, wichtig, es hat jedem etwas zu sagen. Jeder Deutsche sollte es kennen, und an dem, was er dazu sagt, kann man merken, ob es ihm ernst ist mit der Begeisterung für Vaterland

und Volksgemeinschaft und für den schönen Spruch: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Es ist leicht, solch einen Spruch zu sagen, aber viel schwerer ist es, mit der gleichen Begeisterung darnach zu handeln!“

Der Löwenwirt hatte das Büchlein, das das Erbhofgesetz enthielt, auf den Tisch gelegt. Der Hinfende nahm es zur Hand



Im Mittelalter war z. B. die Rechtspflege nach unseren Begriffen zwar grausam aber in ihren Grundzügen doch volkstümlich.

und las auf der ersten Seite: „Der Erbhof geht ungeteilt auf den Anerben über. Die Rechte der Miterben beschränken sich auf das übrige Vermögen des Bauern. Nicht als Anerben berufene Abkömmlinge erhalten eine den Kräften des Hofes entsprechende Berufsausbildung und Ausstattung; geraten sie unverschuldet in Not, so wird ihnen die Heimatzuflucht gewährt. — Das sind die entscheidenden Sätze in dem Gesetz über die Erbhöfe, und über diese Sätze wird viel disputiert im deutschen Land, wo ich auch immer hinkomme. Es ist ja auch viel Wichtiges und Neues in diesen vier Sätzen gesagt, und der Mann, der diese Worte aufgesetzt hat, kann Deutsch reden, gutes edles Volksdeutsch! Da versteht jeder, was gemeint ist. Also: wenn der Bauer auf einem Erbhof sechs Söhne und vier Töchter hat — solcher Kinderreichtum ist im Schwarzwald z. B. nichts Außergewöhnliches — dann erhält ein Sohn den Hof ganz allein, seine 5 Brü-

Buch für...
nde, „...
ehm zu...
jedem...

der und 4 Schwestern aber erhalten zusammen das übrige Erbe, also das Barvermögen und vielleicht solche Grundstücke, die nicht zum Erbhof gehören. Der erste Gedanke beim Lesen dieser Sätze ist nun oft der, daß diese 9 Miterben übel daran sein werden, und daß es nun dem einen Anerben gut geht auf Kosten der Geschwister. Und so hört man draußen im Land besonders die Frauen klagen, daß ihnen dieses Gesetz vieles nehme und nichts gebe! Das kann man wohl verstehen, denn die Tochter eines Bauers, der auf einem großen und prächtigen Erbhof sitzt, hat jetzt keine Aussicht mehr, von diesem Hofe einst einen Anteil zu erben. Sie fürchtet, daß damit auch ihre Eheaussichten sich verschlechtern, und das mag in vielen Fällen richtig sein. Aber man muß auch bedenken, daß für den Anerben eines Hofes keine zwingende Notwendigkeit mehr besteht, Reichtümer anzuheiraten. Er kann nun auf wertvollere Vorzüge als auf eine reiche Mitgift achten: auf gute Herkunft, Gesundheit und Schönheit, auf Tüchtigkeit und Geistesgaben. Daß die Töchter im neuen bäuerlichen Erbrecht zurückgedrängt sind zugunsten der Söhne, hat seinen Grund in der löblichen Absicht des Gesetzgebers, den Hof einer und derselben Familie zu erhalten. Durch Vererbung an die Töchter würde er aber dem Geschlecht, das den Familiennamen trägt, verloren gehen! Das trifft auch auf die Ehefrau des Erbhofbauers zu. Wenn der Bauer stirbt, so hat sie unter gewissen Umständen, die aber sehr selten eintreten, den Nießbrauch von dem Hof, — dann nämlich, wenn weder Söhne noch Sohnesöhne, weder der Vater noch Brüder und Brüdersöhne am Leben sind. Sonst aber — und das ist fast immer der Fall — verbleibt der Witwe nur das Anrecht auf den Altenteil, also auf Wohnung und Lebensunterhalt. Daran kann auch ein Ehevertrag oder ein Testament nichts ändern. Die Witwe eines Erbbauers hat keine anderen Ansprüche auf den Hof als das Recht des Altenteils. Sie kann sich im Schwarzwald ins Leibgeding, in Bayern ins Austragtüberl setzen und darf beanspruchen, daß der Anerbe für ihren Lebensunterhalt sorgt. Sollte sie dazu

kommen, sich nochmals zu verheiraten, so verliert sie auch dieses Recht. Diese Bestimmungen sind neu, und ihr Sinn wird vielfach nicht recht verstanden.“

Der Lehrer, der beim Vorübergehen von der Straße aus die Gesellschaft durchs Fenster gesehen hatte, war schon vor einer Viertelstunde in die Gaststube des „Löwen“ getreten und hatte sich still in die Nähe des Hinkenden gesetzt. Jetzt nickte er zustimmend und sagte: „Wenn ich nicht selbst von einem Bauern abstammte, würde ich vielleicht nicht recht begreifen, warum man ein solches Gesetz gemacht hat. Nun habe ich ein Buch gelesen, in dem ich getreulich erzählt, wie es einem Bauern geht, der seine Geschwister auszahlen muß. Das ist der Roman vom Büttnerbauer, er ist schon vor vierzig Jahren geschrieben worden, als noch niemand an ein Erbhofgesetz dachte. Man meint aber, das Buch sei von seinem Verfasser eigens geschrieben worden zu dem Zweck, zu zeigen, daß ein solches Gesetz dringend nötig sei. Der Verfasser, Wilhelm von Polenz, widmete sein Buch ‚dem deutschen Nährstande‘.“

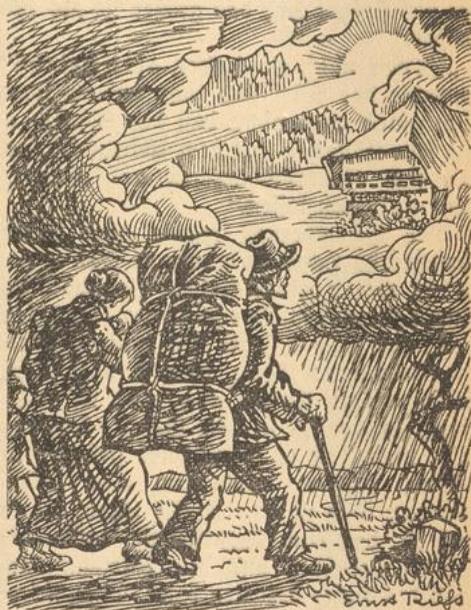
Der Hinkende stimmte zu: „Ja, ich hab's auch schon gelesen. Es ist ganz nach dem wirklichen Leben geschrieben. Wisset Ihr, daß im Jahre 1931 durchschnittlich gerechnet in jeder Stunde zwei Bauern ihren Hof durch Zwangsversteigerungen verloren? Wohin wäre es mit dem Bauerntum gekommen, wenn da nicht ein Gesetz geschaffen worden wäre, das den Hof des Bauers schützt. Der Erbhof, wie das Gesetz ihn nun geschaffen hat, darf nicht aufgeteilt und nicht durch Hypotheken belastet werden. Bedenket nur, liebe Freunde, was das heißt: nie mehr wird auf einem Erbhof der Gerichtsvollzieher erscheinen und zur Zwangsvollstreckung schreiten! Er wird also wirtschaftlich betrachtet auch rentabler sein als ein ungeschütztes, durch Erbteilung und andere Schulden belastetes Gut. Ein Erbhofbauer kann sich in seinem gesicherten bescheidenen Wohlstand freier rühren, er kann für die Zukunft seiner Kinder etwas tun, er kann für ihre Berufsausbildung oder für die Aussteuer und Mitgift der Töchter etwas zurücklegen durch eine Versicherung oder durch Ein-

zahlung auf eine Sparkasse. Die Miterben gehen keineswegs leer aus, wenn nur erst einmal die Erbhöfe fest im Sattel sitzen. Und daß dies der Fall sein wird, dafür sorgt das Gesetz . . .“

Da unterbrach der Bachhuber: „Ja, später einmal, Hinkender, das glaub ich wohl, in zwanzig Jahren oder in fünfzig, da wird solch ein Erbhof so weit sein, daß er was abwirft für die Miterben. Aber jetzt? Jetzt ist nichts da, und es ist auch noch gar nichts getan für die neun Geschwister, die zuschauen sollen, wie der eine den Hof kriegt. Was soll denn mit den Miterben geschehen?“

Der Hinkende nickte, als habe er auf diesen Einwurf gewartet: „Ihr habt recht, Bachhuber, daß Ihr mich darauf bringt. Zuörderst muß man aber bedenken, daß wir alle, das ganze deutsche Volk, und der Bauer ganz besonders, eben gerade noch dem Untergang entronnen sind. Wir stehn da, arm, abgebrannt, haben fast nichts als unsern guten Willen und den Mut, weiterzukämpfen. Unsere Jugend hat es nicht leicht, das ist wahr . . ., sie muß ausfressen, was die vergangenen Jahre und Jahrzehnte uns eingebrocht haben. In der Stadt drin ist es auch nicht anders bei den jungen Leuten, sie haben auch eine ganz unsichere Zukunft. Und wenn die jungen Leute den Mut verlieren würden, dann wäre alles verloren. Aber die Heimat-
zukunft ist jedem Sohn und jeder Tochter eines Erbhofbauers gesichert durch das Gesetz. Ist das nicht gut? Und ist es nicht schön, in einem deutschen Gesetzbuch, solch ein Wort zu lesen: Heimat-
zukunft. Klingt es nicht wie aus einem alten Volkslied? —
Freilich steckt in dem idealen und freundlichen Gedanken der Heimat-
zukunft auch der Keim zu manchen schweren Familienkonflikten. Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen!“ sagt wieder der Dichter Schiller, und härter noch als die Sachen können die Menschen zusammenstoßen. Denkt Euch nur einmal, was geschehen kann, wenn ein Bauer seinem Bruder, mit dem er sonst nie auskam, nun die Heimat-
zukunft gewähren muß. Wenn der vom Erbe Ausgeschlossene nun anrückt mit

Familie und Hausrat, sich auf den Hof setzt und auf seinem Recht besteht, das ihm der Bauer verweigern möchte, aber nicht darf, dann kann es Mord und Totschlag geben! Daran wäre aber dann freilich das Erbhofgesetz nicht schuld, sondern die Torheit und Eigennüchigkeit der Menschen. Aber es wundert mich, daß keiner von Euch fragt,



Klingt es nicht wie aus einem alten Volkslied? Es gibt in diesem Gesetz keine Enterbten! Der Erbhof ist eine Heimat und diese Heimat läßt ihre Kinder nicht im Elend verderben.

wann ein Bauerngut eigentlich ein Erbhof ist und durch das Gesetz also geschützt wird. Das ist doch wichtig, denn es könnte einer denken, solche Erbhöfe gebe es nur dort, wo bisher schon Familiengüter bestanden, die ungeteilt an e i n e n Erben, den erstgeborenen oder auch den jüngsten Sohn übergingen. Ihr habt doch schon von den Fideikommissen in Preußen und in Sachsen gehört? Das waren alte Adelsvorrechte, die einst aus einem gesunden Familiensinn heraus geschaffen wurden, und denen darum die Leute, die die 'Revolution' von 1918 machten, auf den Leib rückten, weil sie für solche nicht greifbaren Werte wie es die Familie ist, kein Verständnis hatten. Es waren ja freilich solche Riesengüter darunter, mit 10 000 bis 27 000 Hektar Land, daß man aus anderen Gründen hat

wünschen müssen, diese Familiengüter sollten aufgelöst werden, damit Raum für neue Siedlungen da ist und der Boden auch voll ausgenutzt wird. Ein Erbhof nach dem Gesetz vom 29. September 1933 darf jedoch nicht größer sein als 125 Hektar! Das ist sehr wichtig! Nun, ich mein, Löwenwirt, unter Euern Gärten ist keiner, der ein Hofgut hat, das größer ist als 125 Hektar.“

„Größer nicht, Hinkender, aber kleiner!“ bemerkte der Wirt und fuhr lachend fort: „Ich glaub aber nicht, daß der Schneidernaz sein Häuschen mit dem kleinen Garten und dem Kartoffeläckerchen als ‚Erbhof‘ kann eintragen lassen.“

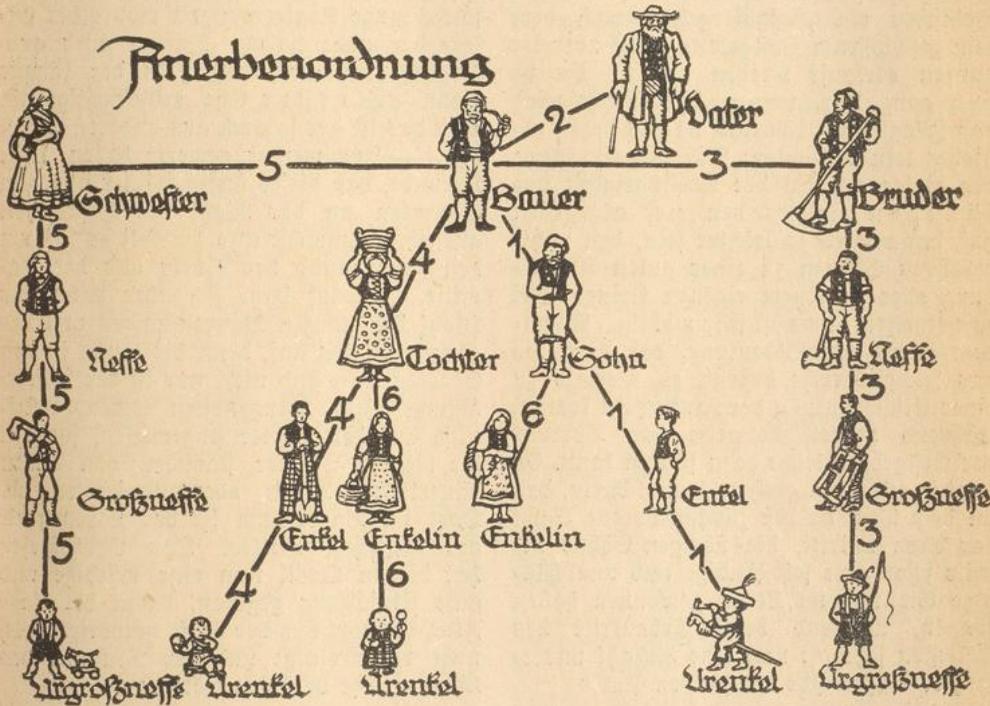
Der Schneidernaz machte eine heiter abwehrende Handbewegung; er war es gewohnt, wegen seines kleinen Grundbesitzes geneckt zu werden. Der Hinkende trank ihm freundlich zu und sagte mit lustig gespielmtem Bedauern: „Nein, es geht noch nicht, Schneidernaz! Es ist auch eine Mindestgrenze angegeben in dem Gesetz. Aber es heißt nicht, daß es soundsoviel Hektar sein müssen, sondern mindestens eine Acker-nahrung. Das ist eine Fläche Land, die so groß ist, daß eine Familie sich davon ernähren, bekleden und den Wirtschaftsbetrieb des Hofes erhalten kann. Eine Acker-nahrung kann also je nach dem Boden sehr verschieden groß sein, denn auch Viehweiden, Marschland, Weinberge, Obst- und Gemüsebaubetriebe kommen für den Erbhof-Grundbesitz in Frage. Und außerdem muß der Eigentümer bauernfähig sein. Was heißt das? Es gab Zeiten, da galt der Titel Bauer bei manchen Leuten nicht sehr viel. Seitdem wir das Erbhofgesetz haben, darf sich nur der Eigentümer eines Erbhofes Bauer nennen. Und nur wer deutscher Staatsbürger ist, deutschen oder stammesgleichen Blutes und ehrbar ist, kann Bauer werden. Die Bezeichnung Bauer ist wieder ein Ehrentitel geworden! Ein solcher Ehrentitel aber verpflichtet den, der ihn trägt, zu höchster Gewissenhaftigkeit. Der Bauer darf nicht denken: nun brauch' ich den Gerichtsvollzieher nicht mehr zu fürchten, nun kann ich Schulden machen nach Herzenslust! Eine solche Gesinnung wäre nicht ehrbar! Der ehrbare

Bauer muß sich moralisch verpflichtet fühlen, seine Schulden getreulich zu bezahlen. Die Kreditfähigkeit des Bauern soll sich auf seine Ehre, nicht auf seinen pfändbaren Besitz stützen. Hinter den Paragraphen des Erbhofgesetzes steht nämlich der große Gedanke, aus dem Bauerntum heraus einen neuen Adel zu züchten, ein Geschlecht von unantastbarer Ehre und höchstem Verantwortungsgefühl! Leicht-sinnige und gewissenlose Schuldenmacher würden aber den ganzen Stand in Verruf bringen. Darum haben der Kreisbauernführer und auch der Landesbauernführer zu wachen über die Ehre der Bauern ihres Bereichs, und ihnen ist manches Mittel in die Hand gegeben, das einen pflichtvergessenen Bauern wieder auf den rechten Weg zu bringen vermag. Einen Bauer aber, der nicht mehr ‚ehrbar‘ ist, kann man nach dem Gesetz ‚abmeiern‘. Er verliert den Hof, der dann auf den gesetzmäßigen Erben übergeht oder unter Umständen einem andern bauernfähigen Manne übereignet werden kann. — In den Paragraphen dieses kleinen Buches klingt es wie ein Loblied auf die Familie, auf die kinder-ge-setzte Ehe. Daß der einzelne Mensch durch sein Blut verbunden ist mit seiner Sippe und Familie, daß er ein Zweiglein ist an dem großen Baum seiner Familie, der durch die Jahrhunderte hindurchwuchs, und der nun weiterwachsen soll in die Zukunft, das wird einem klar, wenn man die Anerbenordnung studiert. Daraus entsteht dann für jeden ein lebendiges Bild der Familie. Seht, hier in dem Büchlein stehen die sechs Ordnungen. Wenn in der ersten Ordnung ein lebender Anerbe nicht da ist, so geht das Erbe an den nächsten Verwandten in der zweiten Ordnung und so weiter. In der ersten Ordnung stehen natürlich die Söhne. An die Stelle eines verstorbenen Sohnes treten dessen Söhne und Sohnesöhne. In der zweiten Ordnung erscheint der Vater des Erblassers! Das mag kurios erscheinen, daß der Vater seinen Sohn beerbt, aber es hat einen guten Sinn, wenn man es sich recht überlegt. Die dritte Ordnung bringt die Brüder des Bauers, oder wenn ein Bruder verstorben ist, dessen Söhne oder Sohnesöhne.

Erst von der vierten Ordnung an kommen auch weibliche Erben in Betracht, nämlich die Töchter des Erbhofbauers, und wenn eine Tochter gestorben ist, deren Söhne und Sohnesöhne. Immer hat das männliche Geschlecht den Vorzug, auch innerhalb der fünften und sechsten Ordnung, in der die Schwestern des Bauern und die übrigen weiblichen Abkömmlinge des Erblassers aufgeführt sind, und wenn diese nicht mehr

fende, diesen Einfall finde er gut, er werde den kunstfertigen Freund, der die Bilder für den Kalender mache, bitten, die Erbordnungen recht klar und anschaulich zu zeichnen, dann könne sich jeder Leser in der Sache leicht zurechtfinden.

„Eines weiß ich noch nicht“, sagte der zuletzt zur Gesellschaft gekommene Briefträger Ostertag mit etwas zaghafter und unsicherer Stimme, „vielleicht hab ich



leben, an ihrer Stelle die Söhne und Sohnesöhne . . . Diese sechs Ordnungen kann sich jeder auf einem Blatt Papier mit einigen Punkten und Strichen klarmachen . . .

Der Hinkende zeichnete mit rascher Hand auf die Rückseite der Weinfarte des Löwenwirts ein übersichtliches Bild der Anerbenordnung des Erbhofgesetzes. Nun begriffen die um den runden Tisch versammelten Getreuen die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Ordnungen, und der Löwenwirt sagte beim Betrachten der Karte, eine solche Zeichnung würde sich auch im Kalender gut machen. Darauf erklärte der Hin-

es nicht gehört, es scheint mir aber das Wichtigste: wer ist denn jetzt eigentlich der Erbe, der älteste oder der jüngste Sohn? Was sagt das Gesetz dazu?“

„Das Gesetz“, sagte der Hinkende, „überläßt das dem heimatlichen Brauch. In manchen Gegenden gilt das Majorat, das Erbrecht des Ältesten, in andern aber, z. B. im Schwarzwald, das Minorat, das Erbrecht des Jüngsten, und das soll nun unter dem Gesetz so bleiben wie es war. Wo aber bisher weder das Ältesten- noch das Jüngstenrecht feststehende Sitte geworden war, sondern das Erbe nach dem

Sachenrecht zerteilt wurde, wie im Rheinland oder in Thüringen, da soll nun künftighin das Jüngstenrecht gelten, wenn es sich um einen Erbhof handelt. Daß der Jüngste den Hof erbt, dieser Brauch ist schon früh, schon im Mittelalter bei den Bauern aufgetaucht, während das Majorat mehr eine Sache des Adels war. Im Schwarzwald war das Vorrecht des jüngsten Sohnes schon lange eingeführt. Uebrigens gab es ja bereits früher im Badischen ein ‚Hofgütergesetz‘, nach dem kein geschlossener Hof geteilt, wohl aber im ganzen verkauft werden durfte. Es ist auch ganz klar, warum das Erbhofgesetz das Jüngstenrecht überall da empfiehlt, wo bisher kein bestimmter Brauch galt: wenn der Vater erst bei der Volljährigkeit des jüngsten Sohnes den Hof abzugeben hat, dann wird es leichter sein, den nichterbenden Söhnen zu einer guten Ausbildung oder zu einem eigenen kleinen Gut zu verhelfen. Das ist sehr wichtig. Außerdem ist es von Bedeutung, daß dort, wo das Jüngstenrecht besteht, es niemals zu einer Einschränkung der Kinderzahl kommt, während begreiflicherweise das Vorrecht der Erstgeburt leicht dazu führen kann. Es liegt ja schon ein großer Vorteil darin, daß an dem Tag, da der jüngstgeborene Sohn das Erbe antritt, die übrigen Söhne bereits schon eine selbständige und unabhängige Stellung im Leben gewonnen haben können, während beim Erbantritt des Ältesten sehr oft noch eine Anzahl unverstorbener Geschwister vorhanden sind.“

„Wenn aber der Bauer nach dem Tode seiner Frau wieder heiratet, was dann?“ fragte der Briefträger.

Der Hinkende lächelte: „Ihr denkt Euch einen richtigen Roman aus: der Erbhofbauer hat mit fünfundsiebzig Jahren nochmals geheiratet, eine junge Frau, die ihm noch einige Kinder schenken kann. Bis der Jüngste volljährig wird, ist der Bauer sechsundachtzig, und die Söhne aus erster Ehe sind dann schon Großväter! Nein, eine solche lange Regierungszeit wollte der Gesetzgeber nicht haben. Darum wird ausdrücklich bestimmt, daß stets der jüngste Sohn aus erster Ehe erberechtigt ist. Und das ist gut so auch aus anderen Gründen. — Ihr werdet gemerkt haben, liebe Freunde, daß dieses Gesetz immer von dem Gedanken an das Wohl der Gesamtheit ausgeht. Zunächst also handelt es sich um den Fortbestand des Hofes und der Familie. Darauf baut sich aber dann das Wohl des ganzen Bauernstandes und des ganzen Volkes auf, denn die Leute in den Städten drin sind nicht nur in der Befriedigung ihrer dringendsten Lebensbedürfnisse auf den Bauer angewiesen, sondern die meisten Städte stammen von einem bäuerlichen Vater oder Großvater ab. Dort im Bauerntum ist der Lebensquell des deutschen Volkes. Das Erbhofgesetz hat diesem Quell nun eine würdige und gute Einfassung gegeben, damit die klare Flut, die dort aus der Tiefe hervorsprudelt, nicht verunreinigt und der Brunnen des Lebens nicht verstopft werde.“

Der Fremdling.

Von Max Grieshaber.

Der Dorfbürgermeister, ein guter Fünziger und von knorriger Gestalt, eröffnete die Tagesordnung. „Diese G'meinderatssitzung“, sagte er, „hat wieder mal einen recht leidigen Grund. Vom Bezirksamt ist ein sonderbares Schreiben eingelaufen; ich als Dorfvorsteher, der Hansjörgbauer, sein Weib und sein Knecht sind für nächsten Freitag vor's Amt geladen, um — ich les' jetzt ganz genau vor, was da steht —, in

Sachen des unter der Bezeichnung ‚Russe‘ in dortiger Gemeinde beschäftigten, staatenlosen, stummen Dienstknechts, unbekanntem Namens und unbekannter Herkunft in Gegenwart des Amtsvorstandes zu den hierorts vorgebrachten Beschwerden und Klagen über den besagten Knecht Stellung zu nehmen.“

„Ihr hab't's jetzt g'hört“, fuhr der Dorfvorsteher im Ton des Vorwurfs und ver-

ächtlichen Spotts fort, „kaum daß dem neuen Amtmann der Stuhl unterm Hintern warm worden ist, gehen Unruhestifter in der Gemeinde hin und hinterbringen ihm, frisch aufgewärmt, den alten boshaften Klatsch über den Russen, der seit 1916 beim Hansjörgbauern fleißig und ordentlich seine Arbeit verricht' und noch keinem Menschen was z'leid getan hat.“

„Oho! Bürgermeister, weiß man denn schon, wer der Brandstifter von meinem Hof gewesen ist?“ — „Und wer dem Linsmüller nachts schon mehrmals das Fischwasser abg'lassen hat?“ — unterbrachen hintereinander zwei Gemeinderatsmitglieder giftig den Bürgermeister, und dieser, jetzt ganz ruhig und beherrscht, aber malignös-überlegen, erwiderte:

„Bartelbauer, dein Brandstifter ist noch nicht ermittelt, da hast du recht; aber wie kommst du auf den Russen, der keine Sprach' hat und sich gegen deine verdruhte Anlag' nicht wehren kann und der jetzt scheint den Sündenbock für alles in der G'meind' abgeben soll? Weißt du nicht, wie ein falscher Verdacht weh tut, Bartelbauer? Weißt' nimmer, wie d' Leut, kaum daß der Brand richtig g'löscht war, gemunkelt und getuschelt und hinter deinem Rücken den Finger gegen dich ausgestreckt haben, bis ich dem bösen Gered' ein End' hab' gemacht? — Und du, Schusterheini, mit deiner rätselhaften Fischwasserg'schicht; hab' ich dich nicht vor deiner fortgelaufenen Dienstmagd in Schutz nehmen müssen, die überall 'rumposaunt hat, du seiest in der Nacht, als die Fisch' beim Linsmüller sind abg'schwommen, hinter deinem Haus am Bächle g'legen und hättest dann heimlich in der Rüdch' Forellen gebadet? Das sei eine Verleumdung, hab' ich damals bei dir und beim Bartelbauer erklärt; herumziehende Landstreicher könnten's g'wesen sein; und das sag ich auch heut', wo man den harmlosen Russen beschuldigen will. — Unsere G'meind' hat solang' ich denken kann, alleweil zu den bestbeleumundeten Ortschaften des Bezirks g'hört, und es ist eine Schand' und ein Spott für uns, daß sich der neue Amtmann gleich mit uns beschäf-

tigen muß, weil ein paar Stänkerer unter uns keine Ruhe wollen geben.“

„Ich meine halt“, nahm nun der Kreuzwirt und ehemalige, weit in der Welt herumgekommene Oberkellner Alois Stegerer das Wort, „das beste wäre es, wenn wir den Russen aus dem Dorf brächten, denn er ist und bleibt ein fragwürdiger Bursch', in den Böswillige und Geheimnisträmer auch künftig alles mögliche hineinphantasieren werden. Was wurde nicht schon alles hinter ihm vermutet! Einmal hieß es, der Russe sei gar kein Russe, sondern ein Deutscher, er sei auch nicht stumm und harmlos, sondern ein verkappter, vielleicht entsprungener Schwerverbrecher; ein andermal tuschelte man sich zu, der Hansjörgknecht sei ein ehemaliger Pfarrer, der durch leichtfertige Verletzung des Beichtgeheimnisses sein Priesterkleid geschändet und nun unerkannt in der Verbannung leben müsse; und zuletzt brachte gar ein Siebengescheiter im Dorf auf, hinter dem Russen verstecke sich ein reicher, einstmals hoher Diplomat und Großfürst aus der Zarenzeit, den die grausamen Bolschewiki mit dem Tode bedrohten und der daher hartvermummt und verborgen bleiben müsse; dem Hansjörg, der um das Geheimnis wisse, habe er eine ganze Kiste voll Gold, Diamanten und Perlen zur Aufbewahrung übergeben. Und so ging es fort, das Dümme wurde eine Zeitlang geglaubt, und wenn der frühere Bezirksamtmann nicht ein so vernünftiger Mensch gewesen wäre, der für alle diese Hirngespinnste nur ein mitleidiges Lächeln hatte, ich glaube, unser allverehrter Herr Bürgermeister und wir alle wären aus dem Verdruß und Aerger, aus der Schreiberei und Lauferei wegen des Russen nicht mehr herausgekommen. Sein Nachfolger, dem, so vermute ich, die Akten über diesen Fall noch gar nicht zu Gesicht gekommen sind, hat der ganz sicher wieder anonymen Beschwerde leider Beachtung geschenkt und will nun Aufklärung. Um endlich Ruhe in der Gemeinde zu bekommen und uns nicht immer wieder in's Gerede der ganzen Umgebung bringen zu lassen, schlage ich vor, zu beschließen, der Herr

Bürgermeister solle vor Amt gleichzeitig beantragen, der Staat möge für die von uns zwar früher erwogene, aber noch nie formell beantragte Fortverbringung des stummen Russen aus unserer Gemeinde das Nötige in die Wege leiten.“

„Dagegen wehrt sich, wie ihr alle wißt, der Hansjörgbauer und noch mehr sein Weib, die über ihren braven, fleißigen Knecht nichts kommen lassen“, entgegnete ein Gemeinderat.

„Weil sie den armen Teufel, der als Stummer keine Klage und kein Weh' vorbringen kann, ohne einen Pfennig Lohn ausbeuten können, Tag und Nacht“, schmähete der Bartelbauer wutschnaubend in die Debatte.

„Bartelbauer“, tuschte ihn der Bürgermeister, „das ist eine dumme und unflätige Red' gegen ehrenhafte Bürgersleut' und du nimmst sie auf der Stell' zurück! Daß du den Hansjörg von Kindheit an nicht leiden hast mögen, ist noch lange kein Grund, ihn und sein seelengutes Weib als herzlose Menschen hinzustellen.“

„So hab' ich's nicht g'meint, Bürgermeister!“

„Gut, Bartelbauer, du hast bedauert, was du im Zorn gesprochen hast. Aber jetzt zum Antrag des Kreuzwirts, und da frag' ich mich halt doch im Gewissen, ob wir kein schweres Unrecht tun, wenn wir den Russen fortbringen lassen. Er hat keine Heimat, hat keine Sprach', keine Menschenliebe' und ist doch alleweil ein schaffiger, ehrlicher und nüchterner Mensch gewesen, man kann fast sagen, ein leuchtendes Vorbild für viele in der Gemeinde. Ich sprech' gar nicht für den Hansjörgbauer, der hat einen sauberen Brustschlag; er hat seinen Knecht immer anständig behandelt und

Wir haben als erste Aufgabe zur Wiedergenehung unseres Volkes erkannt: Das deutsche Volk muß sich wieder gegenseitig kennen lernen. Die Millionen Menschen, die in Berufen zerrissen, in Klassen auseinandergehalten worden sind, die von Standesdünkel und Klassenwahnsinn befallen einander nicht mehr verstehen lernen, die müssen den Weg wieder zueinander finden. Adolf Hitler.

von Anfang an für ihn alljährlich 400 Mark auf die Sparkasse getragen, was bis jetzt außer mir niemand g'wußt hat. Es ist trotz Inflation ein nettes Sümmchen zusammengekommen, und verhungern bräucht' der Knecht nicht, nur wegen seiner Verlassenheit mein' ich halt, sollte man ihn hier lassen. Aber stimmt ab, wie ihr wollt, und sagt, was ich vor dem Amtmann reden soll!“

Der Bürgermeister soll, so wurde schließlich nach langer, zuweilen sehr erregter Aussprache beschlossen, zunächst die Meinung des neuen Amtmanns über den ganzen leidigen Fall anhören und dann nach freiem Ermessen für oder gegen den Russen Stellung nehmen. — — —

Drei Tage später, an einem trüben und kühlen Spätherbstmorgen, fuhren der Bürgermeister, der Hansjörgbauer mit seinem Weib und dem Russen auf einem mit zwei halbshweren, glanzig gepuzten Gäulen bespannten Bernerwägelschen nach dem etwa drei Stunden entfernten Amtstädtchen. Der stumme, vollbärtige Knecht saß steif und beinahe regungslos vorne beim Hansjörg und futscherte ohne Peitsche und ohne viel Zügelgezerr, so leicht und geschickt, daß man hätte glauben können, Lenker und Pferde seien eine untrennbare, von der Natur geschaffene Einheit. Als hätten Liebe zur hilflosen Kreatur, Dankbarkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit im unverdrossenen Dienen in dieser Gestalt ihr Verkörperung gefunden, so saß der Russe da, und, wie von eigenen Gewissensbissen überwunden, bereute der Bürgermeister plötzlich seinen festen, heimlichen Vorsatz, vor Amt für den Abschub dieses verlassenen, gutherzigen Menschen einzutreten, lediglich um ein paar Kläffern und Geheimnisrämern im Dorf den Wind aus den Segeln zu nehmen. Hansjörgs Weib, das, eingemummt in ihr großes, dickes, weißwollenes Kopfstuch, bis jetzt an der ziemlich laut geführten Unterhaltung der beiden Männer kaum Anteil genommen, mochte mit dem angeborenen Scharfblick des Weibes diese innere Wandlung beim Gemeindevorsteher wahrgenommen haben; ihn aus tränenersehleierten Augen fest, halb fordernd, halb flehend, anblickend,

sagte sie: „Gell, Bürgermeister, der Russ' bleibt bei uns!“ — „Reg' dich jetzt nicht auf, Christine“, kam es als Antwort, „du kennst meine Zwangslag' als Bürgermeister; genau das, was mir der Herrgott für oder gegen den Russen eingibt, werde ich vor dem Amtmann sagen.“ — Dann folgte ein langes, tiefes Schweigen zwischen diesen Menschen, die viel mehr als sie zu ahnen vermochten, verstrickt waren in das unbarmherzige Schicksal eines vom Leben Ausgestoßenen, der vorne die Zügel hielt und auf einmal, als ob die Wagenlast plötzlich schwerer geworden wäre, mit dem Leitseil seine Pferde zur Arbeit antrieb.

Der neue Bezirksamtmann hörte dem Dorfvorsteher, der ihm den ganzen Fall des Russen des langen und breiten erzählte, aufmerksam und geduldig zu und meinte dann: „Was Sie, Herr Bürgermeister, mir in dieser Sache mitteilten, läßt sich also kurz wie folgt zusammenfassen: Im August des Kriegsjahres 1916 mäht das Hansjörgenbauernehepaar mit zwei Mägden Getreide, als auf einmal vom nahen Wäldchen her ein Mann mit Vollbart und in zerشلiffener, kaum mehr kenntlicher russischer Soldatenkleidung auftritt, näher und näher kommt, zur Verblüffung aller, ohne Wort und Geste, der noch mehr verdutzten Bäuerin die Sense abnimmt und zu mähen anfängt. Er mäht und mäht, geschickt und sauber, ohne umzublicken bis zum späten Abend, und als es nach Hause geht, weiß man nicht, was mit dem offenbar irgendwo entsprungene Kriegesgefangenen geschehen soll. Man nimmt ihn schließlich mit nach Hause, gibt ihm Waschgelegenheit, Nahrung und Obdach, was er stumm, aber mit dankbaren Blicken entgegennimmt. Die Bäuerin schläft trotz größter Müdigkeit nicht, horcht gespannt in die Nacht hinein und vermeint, aus der über ihr liegenden Kammer des Fremdlings ein tiefes anhaltendes Schluchzen und Weinen zu hören, was ihr Mann, den sie weckte, jedoch nicht wahr haben will. Am nächsten Morgen 4 Uhr steht der Russe schon wieder im Stall, schafft fest mit, nimmt der Hansjörgenbauerin dienstbeflissen und gewandt noch

allerlei Hausarbeit ab, geht wieder mit aufs Feld, und so Tag um Tag, ohne daß auf die sofortige Anzeige der Gemeinde hin irgend ein Gefangenenlager den Ent-



Luigi Tassinari

Ein Mann in russischer Soldatenkleidung kam näher und nahm ohne Wort und Geste der verdutzten Bäuerin die Sense ab.

sprungenen abholen läßt. Als bald darauf auch in Ihr Dorf ein Trupp gefangener Russen als Erntehelfer gelegt wird, erwirkt der Hansjörgenbauer vom Aufsichtshabenden die Erlaubnis, seinen außerordentlich fleißigen und anhänglichen Gefangenen vorerst behalten und auch des Nachts beherbergen zu dürfen, und jetzt erst wird es offenbar, daß dieser offensichtlich völlig harmlose Mensch nicht nur ohne jede Papiere und nähere Erkennungszeichen, sondern auch ohne Sprechvermögen, d. h. völlig stumm sei, was zumindest sehr merkwürdig zu sein scheint und seitdem zu allerlei sensationellen Vermutungen und Verstiegenheiten in Ihrem Dorfe führte. Daß er weder lesen noch schreiben konnte, war bei ihm als Russe nicht weiter verwunderlich.“

„Was bleibt also“, fuhr der Bezirksamtman etwas geringschätzig und siegesgewiß fort, „wenn man den Fall seines künstlich um ihn gewobenen Spufs und

Zaubers entkleidet, übrig? Eine für damals doch sehr banale Geschichte! Einer unter den vielen tausend Gefangenen, dem es vielleicht im Gesecht infolge Schrecks die Sprache verschlagen hat, wird bei einem Transport nach Deutschland von den Kameraden abgedrängt; er geht einfach verloren, was gar nicht so selten vorkam. Aus törichter Angst, als scheinbarer Flüchtling erschossen zu werden, meldet er sich nirgends, sondern irrt, im Aussehen mehr einem Landstreicher als einem Soldaten ähnlich, heimlich bettelnd von Ort zu Ort, bis ihn eine gute Eingebung bei dem Hansjörgbauern landen läßt. Es kommt das Kriegsende, es kommen Zusammenbruch, Revolution mit Zuchtlosigkeit und Unfähigkeit der neuen Gewalthaber. Da machen sich die Gefangenen frei, eilen, teils in undisziplinierten Haufen, ihrem Heimatlande zu, während Ihr stummer Russe, die Vorgänge wohl kaum recht begreifend, ruhig bei seinem Bauern bleibt, bei dem er, der vielleicht nie Eltern kannte, eine Heimat mit guten Menschen gefunden hatte. Und die Behörde drückte seitdem einem alten, vereinsamten Bauernehepaar zu Liebe ein Auge zu. Was wollte man mit diesem Burschen, der sich nur mit Hilfe seiner schübigen, möglicherweise erbettelten Uniform als Russe ausweisen konnte, auch anfangen! Sein vermutlicher Heimatstaat hätte ihn vielleicht gar nicht übernommen. — Na, Herr Bürgermeister, was sagen Sie jetzt zu diesem ganzen Fall?“

„So scheint's schon zu stimmen, wie es der Herr Amtmann expliziert haben, doch kommt mir's vor, daß das, was ich jetzt g'hört, und das, was ich all die Jahre her oft nächtelang überdenkt hab', soweit voneinander entfernt sei wie der Mond von der Erde. Ich hab's zwar nie im Dorf verlauten lassen, aber mir ist's halt inwendig immer so, als tät' der Russe doch ein ganz anderer sein. Seine Augen, Herr Amtmann, seine kuriosen Augen, heißen immer Mitleid und Barmherzigkeit, fast so wie ein alter, abg'schundener Gaul seinen herzlosen Peiniger anschaut, alleweil aus Furcht vor Schläg'. Manchmal kommt's mir gar vor, als sei eine arme Seel' aus dem Fegfeuer gesprungen und

wandle jetzt auf der schönen Erde, habe aber immer Angst, daß man sie wieder zurück ins Feuerloch bringen wolle. Wenn ich halt schön bitten dürft, Herr Amtmann, den Russen zu lassen, wo er ist.“

Der Amtmann schien etwas ärgerlich und verstimmt; diese mystische Auffassung hatte er vom Dorfvorsteher nicht erwartet; indes, ihm verblieb ja noch die Unterredung mit dem Hansjörgbauernehepaar, die psychologisch wohl ausschlußreicher verlaufen dürfte. Als dieses mit dem Knecht den Amtsraum betreten und auf ledergepolsterten Lehnstühlen Platz genommen hatte, setzte der Amtsgewaltige wieder die leutseligste Miene der Welt auf, was der Bäuerin ihr gesunkenes Vertrauen in die irdische Gerechtigkeit sichtlich ansteigen ließ.

„Sagen Sie, Frau Christine,“ begann der Amtmann vertraulich, „wäre es eine Ungerechtigkeit, wenn man Ihren Knecht wieder in seine, uns seit acht Tagen bekannte Heimat verbringen ließe?“

„Nein, Herr Amtmann, das wäre keine Ungerechtigkeit“, gab die Bäuerin prompt zurück.

„Sie wären also mit dem Abschub des Russen einverstanden?“

„Zawohl, Herr Amtmann, wenn Sie uns sagen können, wo seine Heimat liegt, und wer seine Mutter ist.“

Der Amtmann stockte verlegen; seine Falle war umsonst, und doch sah er sich angenehm enttäuscht, denn er hatte erkannt, daß diese einfache Landfrau ohne niedrige Gewinnsucht an ihrem Knecht hängt und daher mit einem höheren seelischen Wertmesser beurteilt werden müsse. Er fuhr mit seinen Fragen fort:

„Ihr Sohn und einziges Kind namens Karl, fiel bereits 1915 auf dem westlichen Kriegsschauplatz?“

„Bei einer kühnen Patrouille, hat uns sein Herr Hauptmann extra geschrieben“, ergänzte der Hansjörg, im Untergefühl heute noch stolz auf seinen ehemals tapferen, längst toten Buben.

„Und seit 1916 hilft Ihnen der fleißige Russe, den Sie natürlich gerne behalten möchten? Jedoch, Sie kennen die Widersacher, von denen hier abermals Beschwerden vorliegen. Man will, daß er aus dem

Dorf verschwinde, weil er unheimlich sei und im Verdachte verschiedener Reate stehe, Brandstiftung usw. — Ist es denn wahr, daß er, wie eine entlassene Magd ausgefagt habe, des Nachts oft im Traume sehr laut schreie und spreche, und zwar deutsch? Weiter heißt es hier in dieser Beschwerdeschrift, daß sich der Russe geweigert hätte, den Bart abnehmen zu lassen, wie es der Arzt anlässlich eines gefährlichen Mückenstiches befohlen habe; außerdem wird behauptet, er hätte den Gottesader geschändet, indem er die Gedenkplatte für Ihren gefallenen Sohn absichtlich zerschlagen und einmal nächtlich mit einem wildfremden Mann in grüner Jägeruniform und mit einer roten Hahnesfeder auf dem schwarzen Hut, vermutlich dem Teufel, an der Friedhofmauer geweiht habe. Letzteres ist natürlich harer Unsinne, und auch das Ubrige dürfte dummes, hohhaftes Gerede sein, indes, die künstlich genährte Unruhe im Dorf ist seit Anfang einmal da, und es besteht die dauernde Gefahr, daß in der Gemeinde von anderen leichtfertig Straftaten verübt werden, weil man glaubt, für alles und jedes den harmlosen Russen, der sich ja nicht wehren und rechtfertigen kann, als Täter anklagen zu können. Lediglich aus diesem Grunde muß ich leider Gottes für die Entfernung Ihres Knechtes eintreten.“

„Herr Amtmann“, nahm der Hansjörgbauer, jetzt innerlich stark bewegt, das Wort, „tun Sie, was Sie tun müssen. Mein Weib und ich sind alt und haben schon viel g'schafft auf dieser Welt; unser Bub ist tot, und mit ihm ging all unsere Lust und Freud' am Leben dahin. Jetzt verkauf' ich meine Sach' und zieh mit meinem Weib weit fort, wo es noch Frieden gibt für zwei alte, müde Eheleut'. Der Russ' muß mit, der hat wie ein brauer, stiller Adergaul geschafft und mit Gutsein an uns gehangen. Was man ihm Schlechtes nachsagt, ist nicht wahr, Herr Amtmann, dafür büрге ich und mein Weib mit Hof und Hab' und gutem Namen, so wahr ich der Hansjörgbauer bin! — Komm Christine, wir gehen!“

Schwer am Arme ihres Mannes hängend und aufschluchzend vor abgrundtie-

fem Leid verließ Christine mit ihrem Hansjörg das Zimmer, ihnen folgend wie ein treuer Hund der in der hinteren Zimmerecke unbeachtet gebliebene Russe.

Der Amtmann stand verwirrt; er vermochte das Vorgefallene nicht mehr in



mit Wissen.

Schwer am Arme ihres Mannes hängend und aufschluchzend vor abgrundtieferm Leid verließ Christine mit ihrem Hansjörg das Zimmer.

klare Beziehung zum eigentlichen Zweck seiner Amtshandlung zu bringen; sein Faden war gerissen. — Wer ist doch dieser hergelaufene Mensch, der so tief und magisch im Seelischen dieser unkomplizierten Bauernleute rumort?! Er gedachte der merkwürdigen Worte des Bürgermeisters, der seltsamen Beschwerden der Dorfbewohner und der vielen Zweifelsfragen, die sein Vorgänger im umfangreichen Akt über den Russen durch Randfragezeichen offen ließ.

Al' dem wäre der Amtmann wohl noch lange in Zweifeln und Sorgen nachgehungen, wenn, wie vermutet wird, ihm nicht ein schauerliches Ereignis wie ein blutrotes Fanal in die bisher völlig abgedunkelten Hintergründe eines in Schuld and

Sühne verstrickten Menschenschicksals ge-
leuchtet hätte. —

Zwei Tage nach dieser peinlichen Aus-
sprach im Zimmer des Amtmannes stand
im Dorf des Hansjörgbauern das frei-
stehende, altersdürre Wohnhaus des Bür-
germeisters infolge Fahrlässigkeit einer
Dienstmagd sturmnächtlich in hellen Flam-
men. Wegen Wassermangels mußte sich
die Arbeit der Feuerwehr auf die Rettung
von Mensch und Vieh beschränken, wobei
in der sinnlosen Verwirrung anfänglich
niemand an die seit Jahren halbseitig ge-
lähmte Großmutter im unteren Austrag-
stübchen dachte. Als der Bürgermeister
mit dem Schreckensruf: „M e i n e M u t-
t e r!!!“ wie ein Wahnsinniger dem Hause
zurannte, schien eine Rettung bereits un-
möglich, da die Flammen schon aus allen
Fenstern schlugen. Sekundenlang stand
alles in starrem Entsetzen, bis sich die
Spannung in gemeinsamem, lautem Wei-
nen und Wehklagen der Weiber um die



Im nächsten Augenblick stürzte ein Mensch, einer wandelnden
Feuersäule gleich, aus der Türöffnung in den Hof.

Verlorene löste. — Da, plötzlich preschte
durch die Umstehenden ungestüm ein Mann
vor, stürzte sich auf den Hauseingang und
verschwand, bevor jemand dieses fast ge-
spenstigen Vorganges recht inne werden

konnte, in Qualm und Flammen des prä-
selnden Elements. Und das Erlebte über-
steigerte sich für die angstvoll Bangenden
zur schauerlichen Vision, als im nächsten
Augenblick ein Mensch, einer wandelnden
Feuersäule gleich, aus der Türöffnung in
den Hof stürzte und die Großmutter, in
dicke Federbetten gehüllt, davontrug, die
Männer ihm nach, um die Flammen an
ihm zu ersticken. —

Für den tollkühnen, mit fürchterlichen
Brandwunden über und über bedeckten
Retter war es jedoch zu spät. — Es war
der stumme Russe, der, als er die
fast wie durch ein Wunder unversehr ge-
bliebene Großmutter, noch behutsam auf
den Boden gelegt hatte, mit einem qual-
vollen Schmerzensschrei zusammenbrach und
bald darauf in den Armen der Hansjörg-
bäuerin verschied.

Der Gottesacker vermochte die nach
Tausenden zählende Menschenmenge nicht
zu fassen, die aus nah und fern gekommen
war, um dem im Leben so viel geschmä-
hten und verdächtigten Toten die erste und
letzte Ehre und Liebe zu erweisen. Ein
stiller Märtyrer im Leben, versank der
Fremdling als ein Held des Alltags in die
geweihte Erde. Nächst dem offenen Grabe
standen auch der Bezirksamtman und, in
Schwestertracht, neben ihm die älteste
Tochter des Bürgermeisters, die, einstmals
dem jungen, stolzen Hansjörgbauernsohn
anverlobt, bald nach dessen Tode auf dem
westlichen Kriegsschauplatz, mit tiefster
Trauer erfüllt, in einen Kongregations-
orden eingetreten und seitdem nie mehr
zuhause gesehen worden war. Einstmals
die schöne, rotwangige, allen ehrbaren
weltlichen Freuden innig zugetane Jo-
hanna, heute die blasse, demuts- und leid-
verklärte Helferin im entsagungsvollen,
harten Dienste christlicher Barmherzigkeit!
— Am Grabe des Menschen, der ihre Groß-
mutter vor dem Flammentode errettete,
durfte sie, auf die heute nach so langer
Zeit die Blicke Hunderter gerichtet waren,
nicht fehlen.

Der altherwürdige Dorfpfarrer unter-
legte seiner gefühlvollen, formschönen An-
sprache am Grabe die anklagenden Worte:

„Was ihr dem geringsten meiner Brüder angetan habt, das habt ihr mir getan!“ Es blieb fast kein Auge trocken, als er sodann das rechtschaffene und gottergebene Leben des Russen in der Gemeinde schilderte und ihn einen verfolgten Fremdling und stillen Dulder nannte. Und als der Geistliche mit dem Spruch aus Matthäus 23, 8: „Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder!“ zum Frieden und zur Verträglichkeit, zur gegenseitigen Duldung und zur sozialen Gesinnung ermahnte, da soll der Bartelbauer seinen haarstruppigen Kopf tief und gottesfürchtig zu Boden gesenkt haben. Weiter will man bemerkt haben, daß auf das Requiescat in pace! des Priesters der bleichsichtige Schusterheint und noch einige andere aus dem Dorf ganz unbedacht laut mit dem „Amen!“ geantwortet hätten. —

Hätte auch die Gerüchtemacherin, nämlich die unrastrvolle Frau Jama, an diesem offenen Grabe ihr „Amen!“ gesprochen, so wäre der arme Russe auch im Gedächtnis der Lebenden zum ewigen Frieden gelangt. Statt dessen berief sie einige Wochen später die Furien zu ihren Gehilfinnen, um, wie zur Stillung göttlicher Rache, alle, durch welche der Verstorbene einstens Mißachtung und Verfolgung erlitten hatte, in die furchtbarsten seelischen Foltern zu stürzen. Wer kann die namenlose Bestürzung ermessen, die das wie ein gespenstiges Irlicht irgendwo aufgetauchte Gerücht: „Der Russe ist der Hansjörgkarl gewesen!!!“ zur Folge hatte? — Gottlob, daß solches nicht mehr zu den Ohren der Hansjörgbäuerin drang, deren Geist sich noch in der Brandnacht verwirrte, während ihr Mann seitdem seine Tage in ein siedlerischer Zurückgezogenheit verbringt.

Aber ist es denn wirklich grauenhafte Wahrheit, oder ist es Phantasie und äffender Spuk, was allerorts in Dorf und weiter Umgebung die Gemüter bis zur Siedehitze erregt, was wie ein blasses Schemen durch die Gassen schleicht, durch Ritzen und Mauern in alle Häuser dringt und so vieler Sinne umnebelt? Von auswärts, sagt man, sei es gekommen, vielleicht von unverschwiegenen Schreibern des Bezirksamtmanns, der noch am Tage der Beerdi-

gung mit dem Pfarrer, im Beisein der Schwester Johanna, auf dem Rathaus eine lange, geheime Unterredung hatte, von der der Bürgermeister, der zum Schlusse als einziger hinzugezogen worden war, bleich und ganz verstört zurückgekommen sein soll.

Der irrtümlich als tot gemeldete Hansjörgjohn, der Karl, war, so erzählt man sich, damals von der Patrouille auf dem westlichen Kriegsschauplatz zurückgekehrt, wurde jedoch während eines unmittelbar darauf vom Gegner unternommenen Sturmangriffs in das Nachbarregiment verschlagen, wo er zwei Tage aushalten mußte. Am dritten Tage erfuhr er, daß sein Regiment herausgezogen worden sei und auf dem Schienenweg nach Rußland sich befinde, wohin er laut Befehl der Division, bei der er sich stellte, nachzufolgen hatte. Tagelang fuhr er ohne rechte Verpflegung auf der Bahn, wochenlang fahndete er drüben auf dem weiten östlichen Kriegsschauplatz vergebens nach seiner Truppe, hungrig, müde, ohne Unterkunft, verlassen, seelisch zermürbt. Da, eines Tages, packte ihn die Verzweiflung. „Kehre um!“ rief eine innere Stimme, „ziehe deinen Rock aus und wandere von Ort zu Ort, Deutschland zu; dein Bart ist lang genug!“ — Er tat's, wurde Deserteur, fühlte zu spät den Schimpf und die Schande und fürchtete sich vor dem „Zurück“, vor der Wiedergutmachung, vor der schweren, entehrenden Strafe, die seiner harrete. Einem Landstreicher ähnelnd, arbeitete er in Schlesien, Sachsen, Hessen, vorübergehend bei Bauern, und als er in seine engere Heimat kam, warf er die in Breslau gekauften falschen Papiere weg, erbetelte in einem Lazarett eine alte Russenuniform und stand eines Tages vor seiner zu Tode erschrockenen Johanna, nach der er sich von Darmstadt aus erkundigen ließ. Er zieht von ihr getröstet und im Besitze eines geistlichen Buches über den Schweigerorden, die Trappisten. Dieses Buch wurde ihm zum inneren Erlebnis, zur Wende in seiner hilflosen und verworrenen Lage. — Er war ausgestoßen, versemft für alle Zeiten; niemals durfte seine Schande über den guten, ehrlichen Namen

seiner Eltern kommen; er mußte tot bleiben, und doch verzehrte ihn die Sehnsucht nach dem Elternhaus, wo er sich mit allem bescheiden wollte und wieder hätte glücklich sein können. Gewiß, überlegte er, ich könnte aller Not ein gewaltsames Ende machen; ja, das könnte ich, wenn meine Johanna nicht wäre, die Fromme, die meinnetwegen allem Irdischen entsagt und der zuliebe ich nicht unchristlich sterben darf. Sie allein kennt mein elendes Los, sie hat mir Mut zugesprochen und mir den Schwur abgenommen, daß ich mit ihr lebenslang Gott um Verzeihung meines Fehltritts, meines Verbrechens an Eltern und Vaterland ansehen möge. Und diesen Schwur werde ich halten, so wahr ich, Gott ist mein Zeuge, einstmals drüben im Westen ein guter, ehrenhafter Soldat gewesen bin.

Und er gelobt sich ewiges Schweigen, und will hierin in harter Arbeit und Rechtschaffenheit es den Mönchen vom Schweigerorden gleich tun. Für die Welt, deren Gesetze er übertreten, ist er fortan der stumme, der Erinnerungslose, der Unerkannte und Heimatlose, der nur noch seinen ahnungslosen Eltern in selbstloser Treue und kindlicher Liebe dienen will.

Gelingt ihm das nicht, wird er in diesem seinem einzigen Bestreben vom Schicksal gehindert und kommen die Häsher, um ihn vors Gericht zu zerren, dann will er auch das Schlimmste mutig auf sich nehmen, um vor seiner einzigen Mitwiserin, der Johanna, bestehen zu können. Vater und Mutter werden ihm verzeihen, wenn ihnen offenbar wird, was er gelitten, wieviel er ertragen hat und welch' großes Glück für ihn sein letztes, stilles Wirken im Elternhaus barg.

Jahre, viele Jahre vergingen in frommem Betrug, in asketischem Verzicht auf alle weltlichen Freuden, in mutigem, stummem Ertragen all der böswilligen, leichtfertigen und gewissenlosen Schmähungen und Kränkungen bis zur Stunde beim Amtmann, wo sein tiefes Erbarmen mit seiner unglücklichen Mutter ihm beinahe die Sinne raubte. Und im Gedanken an die Eltern und an Johanna, seiner treuen Fürbitterin bei Gott, im Sehnen nach letzter, alles tilgender Sühne und endlicher Erlösung stürzte er, der Deserteur, sich in der Brandnacht in die Flammen, um auch sein Leben im Dienste der Barmherzigkeit zu beenden.

Wir gründen ein Ahnenmuseum.

Von Ludwig Finckh.

„Morgen bringt jedes ein Stück aus seinem Ahnenschatz mit“, hatte der Lehrer geboten.

Und nun rückten sie an. Alle hatten sie etwas beizusteuern. Der eine ein Lichtbild, der andere ein Schattenbild, der dritte einen Scherenschnitt. Der Heiner Frischwachs brachte ein richtiges kleines Delbild. Die Mädchen trugen Körbchen. Da war eine Lichtpuffschere vom Großvater, seine Riesfeder, sein Feuerzeug, seine Schnupstabsdose, — aber auch Locken von Kindern, eine silberne Brosche, deren Deckel man öffnen konnte, — ein „Medaillon“ hatten die Eltern es genannt, — um darin das farbige Brustbild einer jungen Frau zu erblicken: der Urahne.

Der Rainer brachte Urkunden. Mit eigener Handschrift hatte der Urgroßvater

da seinen letzten Willen und Segen aufgeschrieben, und man sah, daß die Menschen damals sauber, klar, einfach und deutlich geschrieben hatten.

„Auch die Handschriften gehören gesammelt in der Familie“, sagte der Lehrer, „und es gibt dann eine Handschrift-Ahnen-tafel“, — daraus sieht man die vererbte Ähnlichkeit der Handschriften.“

Der Richard trug ein Buch — Stammbuch hieß er es — darin hatten eine große Anzahl Freunde und Freundinnen seines Großvaters als junge Menschen sich eingeschrieben, meist mit liebevollen Versen. Manche hatten Bilder dazu gemalt oder eingeklebt, aus einer ganz anderen Zeit, dem „Biedermaier“, sagte der Lehrer.

„Damals muß es noch gemächlich hergegangen sein auf der Welt; und die Men-

schon hatten noch Zeit. Postkutschenzzeit, — nicht Luftschiffzeit! Es waren Postkutschenmenschen, unsere Großeltern; sie hatten noch nicht mit Kraftwagen, Funkwellen und mit einer so feindseligen Welt zu ringen wie wir. — Aber wir lieben sie und ehren sie.“

Die Sophie brachte ein Buch mit lauter Lichtbildern, — ein „Album“ nannte man es, — da waren alle ihre Verwandten eingesteckt.

„Seht“, sagte der Lehrer, „so machte man es früher. Wahlos, regellos, planlos sammelte man alles durcheinander. Es steht nicht einmal darauf, wer es ist. — Heute bringen wir Ordnung herein! Ich will euch zeigen, wie man heute sammelt. — Ich habe da meine Familie aufgenommen in ein Bildbuch. Da sind meine Großeltern, und ich habe auf ein besonderes Blatt geschrieben, wer sie sind. Das nächste Blatt bringt die Brüder meines Großvaters — er hatte drei Brüder, — das dritte die Geschwister meiner Großmutter. Ihr seht da schon einige Aehnlichkeiten. Blatt 4: die Kinder der Großeltern, darunter mein Vater als Knabe. Blatt 5: meine Eltern in allen Altern. Ich will gleich sagen: das ist das Heft der Vaterseite. Ein zweites Heft enthält die Bilder meiner mütterlichen Seite. Wir können so auch eine einzige Tafel zusammenstellen, eine Bildahnentafel, auf der man alle Verwandtschaftszüge feststellen kann. Blatt 6: Die Kinder meiner Eltern, darunter ich. Blatt 7: meine eigenste Familie, mein Zweiglein, meine Frau und meine Kinder. — Auch von meiner Frau Seite habe ich so ein Buch angelegt. Da seht her. Und da könnt ihr auch Bilder von meinem Bruder sehen, dem Erwin, — wer ist das?“

„Das sind Sie, Herr Lehrer!“

„O nein, — das ist mein Bruder! — Wir sind Zwillinge. Er ist aber auch Lehrer, weit weg, in Oldenburg, — und wir sehen uns so gleich, daß wir miteinander ausgetauscht werden können. Wir sind wie aus einem Ei geschlupft, sagt man. — Und wir sind auch gleich. Wir tun oft dasselbe zur gleichen Zeit, auch wenn wir fern voneinander sind. Und wenn einer krank wird, so wird's der andere auch. Wir haben

dasselbe Schicksal, wir sind eigentlich zusammen nur ein Mensch.“

„Ja!“ sagten die Kinder und sahen ihren Lehrer von unten bis oben an.

„Ganz bin ich schon!“ lachte der Lehrer Hellauf; „ich bin nirgends verrissen! — Und ich stell meinen Mann. Aber mit dem Erwin zusammen bin ich noch mehr. — Nicht alle Zwillinge sind so. Andere, namentlich die Zwillingspärchen, sind so verschieden wie Bruder und Schwester. Aber bei uns ist es so. Und ich glaube,



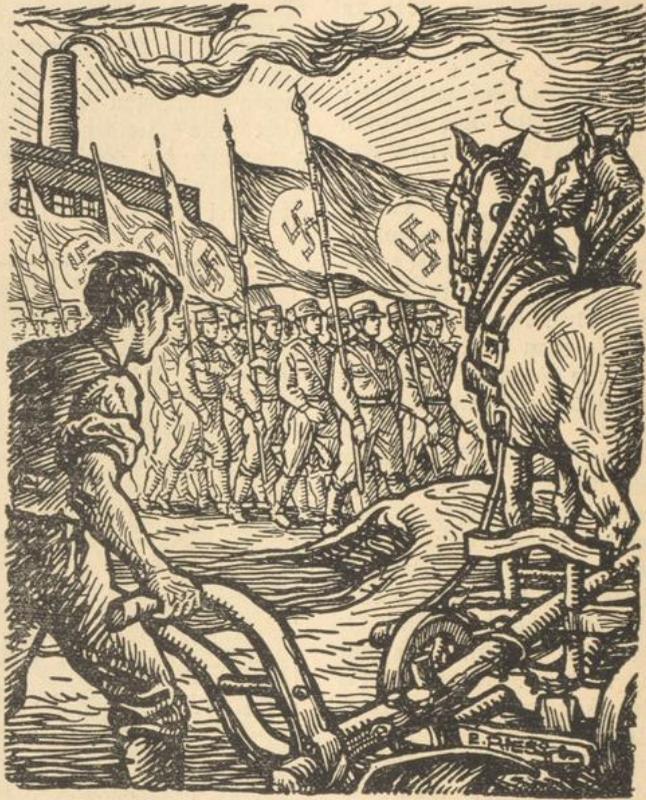
daß jetzt in dieser Stunde mein Bruder in Oldenburg seinen Kindern in der Schule genau dasselbe vorträgt wie ich euch. Das sind merkwürdige Sachen.“

„Herr Lehrer!“ rief die Margarete Vogelweyd, „wir wollen Ihrem Bruder einen Brief schreiben und ihn fragen!“

„Ja“, sagte der Lehrer, „an den Erwin Hellauf in Oldenburg. — Wir treiben heute Familienkunde; wir leben im Ahnenhaus. Was tust Du?“

Dein Bruder Otto.“

„Ich werde euch die Antwort vorlesen.“



Im Gleichschritt

Auf Bergen ihr, auf Land und Schiff
hört Trommelschlag und Flötenpfeif!
Im Gleichschritt vorwärts Mann an Mann,
das Hakenkreuz weht uns voran!

Von den Maschinen und vom Pflug
schließt fest euch ein in unsern Zug,
die Welt ringsum schreit Haß und Streit,
die Wehr allein heißt Einigkeit.

Hart ist und zäh das Eichenholz,
hart deutscher Wille, deutscher Stolz,
drum komme, was nur kommen mag:
Das deutsche Herz geht Einen Schlag! Kurt Bod.

Merkwürdige Begegnung in der Nacht.

Erzählung von Markus Florian.

Wir saßen in der Silvesternacht im traulichen Stübchen, tranken Punsch und erzählten Erlebnisse aus jungen Jahren. Unser Besuch, Frau Maria, berichtete:

Als ich sechzehn Jahre alt war, meldete sich ein Onkel aus der Taubergegend brieflich bei meinem Vater in Thüringen. Die Verbindung mit dem Verwandten war jahrelang unterbrochen gewesen. Jetzt schrieb er uns, das heißt meinem Vater und mir — denn ich war mutterlos —, als Eigentümer eines mächtig in Schwung gekommenen Kurhauses werde er sich freuen, mich bei ihm begrüßen zu dürfen. Mir werde der Aufenthalt in bestem Gedächtnis bleiben, soviel versichere er. Mit ihm erwarteten mich Frau und Töchter. Daß mein Vater geschäftlich viel im Auslande weile, wisse er; darum wage er kaum, auch ihn einzuladen.

Selbstverständlich lockte mich das unbekannte Reich. Der Drang in die Ferne meldete sich. Nach dem verregneten, grämlichen Sommer tat ein wunderbar lichter Herbst mit brennenden Wäldern, wunderbar aufreizend duftenden Waldpfaden das übrige zur Annahme der Einladung.

Die Fahrtmöglichkeiten wurden nach dem Kursbuch notiert.

Das Kurhaus liegt gegen zwei Stunden von der nächsten Bahnstation entfernt. Nicht schlimm! Denn Onkel verfügte über Omnibus und leichte Wägelchen, Pferde genug standen im Stall, auch eines zum Ausreiten für mich, falls ich im Sport bewandert wäre. Die Kutscher holten öfter Reisende von der Bahn: nur einsteigen, um in die offenen Arme deiner Verwandten zu fliegen!

Tag und Stunde der Ankunft, Zug wurden gemeldet, ein Koffer gepackt, ich konnte zu unbekanntem Ufern ziehen.

So war der Plan von A bis Z festgelegt, aber in meinem dummen Kopf ruhmorte seit Wochen daneben ein Wunsch, den mir heimlich zu erfüllen ich hartnäckig plante. Mein Zug fuhr über Weimar, über die Stadt mit den vielen Pensiona-

ten. Weshalb nicht dort aussteigen, durch die Stadt streifen, jungem Mädchenwolk nachschauen, zu den Dichtern pilgern, zu den ihrem Gedächtnis geweihten Stätten? Kündliches Sichversteifen auf eine Grille, die vor der vorüberhuschenden nüchternen Einrede am Leben blieb: du wirst auch später, in ruhigerer Stunde, noch in Weimar einkehren können! Nein, jetzt! trotzte das Kind in mir der klaren Einsicht.

Im letzten Augenblick des Zughalts, so spät, daß eine Umkehr ausgeschlossen blieb, hüpfte ich mit Koffer und Mantel auf Weimarer Pflaster. Ich schlenderte durch die vornehme, stille Stadt, zu Denkmal und Theater, zu den Zimmern, in denen die Geister bedeutender Vergangenheit umgehen. Es war so, daß sich meine Absicht, nach der Tauber zu laufen, auf einige Stunden völlig ins große Blaue verlor.

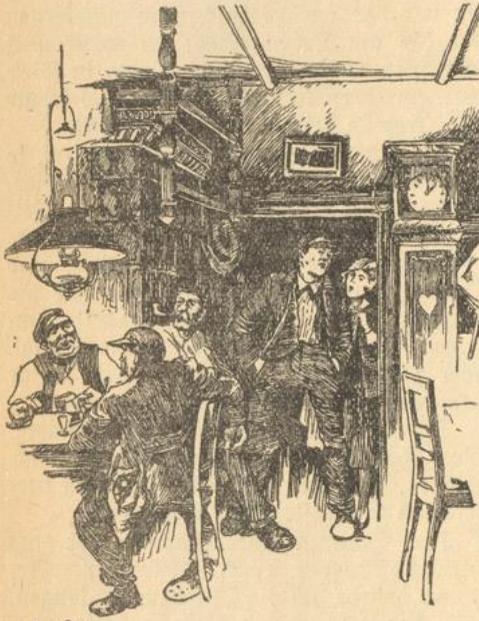
Der Omnibus wartete dort regelmäßig. Was schadete es also, einen Zug zu überschlagen. In meinem Büchlein waren verschiedene Ankunftszeiten verzeichnet.

Drei Stunden später dampfte der Zug mit mir wieder durch Thüringen. Am Abend würde ich im Kurhaus anlangen, nach der allgemeinen Tafel, also ohne unangenehme Störung meiner Verwandtschaft — so rechnete ich weiter. Wie gern redet man sich seine Welt so ein, wie man sie haben möchte! Nun aber erwiesen sich meine Notizen als mangelhaft. Vom Schaffner erfuhr ich, im Herbst und Winter halte nicht mehr jeder Zug am Orte meiner Bestimmung; erst einige Minuten nach 8 Uhr würde ich anlangen. Meine Ueberraschung war kurz. Dich wird niemand stehlen! So hatte man bereits dem ängstlichen Kinde zugerufen, wenn es sich scheute, unbegleitet zu sein. Was sollte mir heute widerfahren?

Ich glaube, die ganze Welt gibt zu, daß kein System auf einem so festen Fundament ruht wie das Deutschlands. Wir haben nicht nur die Nacht; wir werden sie auch behalten! Dr. Josef Goebbels.

Aber als ich mich endlich neben den Schienen befand, änderten sich meine Gefühle.

Statt des lebhaften Empfangsbahnhofs, den ich mir vorgestellt, was starrte mich in grenzenloser Einsamkeit an? Ein bescheidener Bau mit wenig hellen Fenstern fast



Jubil Prisen

Ich machte mich dem breiten Türhüter mit Räuspfern und Husten bemerkbar.

auf freiem Felde. Der einzige sichtbare Mensch vom Bahnbetrieb drehte seine Kurbel am Stellwerk, fragte mich, den ratlos dareinblickenden Ankömmling: „Woher, wohin?“ Er nickte, verließ mich. Durch geöffnete Fenster vernahm ich einige laute Stimmen, sah in den öden kleinen Warteraum. Drei Männer, stoppelbärtig, die Mütze auf dem Kopf, tranken, johlten, schlugen auf den Tisch. Vom Zugang aus musterte sie ein auffallend breiter Mensch; er schien die ganze Türe einzunehmen.

In der Finsternis lief ich um das Stationsgebäude, drei, viermal, zog weitere Kreise. Kein Fuhrwerk sichtbar! Der Zug war längst in Nacht und Nebel verdonnert. Kein Laut, kein Licht, wohin ich auch lauschte! Umkränzten die Station

weiterhin Feld, Wiese, Wald, Berge? Wer gab mir Auskunft?

Vielleicht lag Botschaft für mich beim Bahnhofswirt. Ich machte mich dem breiten Türhüter mit Räuspfern und Husten bemerkbar, veranlaßte ihn, mich durchschlüpfen zu lassen. Der behäbige Koloss, ohne die Hände aus den Taschen zu ziehen, musterte mich, beobachtete mich noch, als ich einen Moment unschlüssig vor den spektakelnden Gästen verweilte und nach dem wohllich eingerichteten Nebenraum blickte, in dem ein älteres Paar saß.

Er zwinkerte mir aus den Speckäuglein zu: Nur hinein! „Der Bahnhofswirt!“ rief er, und drehte sich um, wie ein seiner Pflicht enthobener Angestellter. Schon trat er ins Freie.

Die drei Gäste der Bahnhofswirtschaft schwiegen, stießen sich an, sicherten hinter mir her.

Ich wünschte den Wirt-Eheleuten guten Abend, erklärte, hier verspätet angelangt zu sein und vergebens das Kurhausfuhrwerk zu suchen.

Der Wagen, so erwiderte mir der Wirt, habe den Nachmittag- und den ersten Abendzug erwartet, sei unbesezt heimgefahren. In dieser Jahreszeit pflegten sich nur noch selten neue Gäste einzufinden, mit dem Nachtzug fast nie.

„Wie lange läuft man bis zum Kurhaus?“

„Laufen? Sie und laufen? Noch dazu mit Gepäc? Das schlagen Sie sich aus dem Kopfe. Schon weil Sie den Weg durch Wälder und Schluchten nachts niemals fänden. Unmöglich, einfach darauf loszugehen!“

Der Wirt lachte gutmütig zu dieser Auskunft, die Frau hatte ein unschönes Lächeln, im Warteraum gröhlten die Zeugen unseres Gesprächs vor Vergnügen. „Komm zu uns, kleines Puttchen!“ rief jemand.

„Was soll ich tun?“ fragte ich unsicher, denn nun stieg die Angst in mir hoch. „Könnte ich hier übernachten? Ich meine —“

Was meinte ich?

„Sobald die anderen Leute das Gastzimmer verlassen haben“, wollte ich hinzu-

sehen, scheute mich jedoch, den Zeugen unserer Unterhaltung zu nahe zu treten; schienen sie doch, nach kurzen Aeußerungen, in die Enge getriebenes Freiwild zu wittern.

„Oder könnte ich vielleicht ausnahmsweise in Ihrer Wohnung —?“ begann ich wieder.

Der Wirt schien die Frage gnädig aufzunehmen; anders die Frau.

„Was?“ herrschte sie mich an, indem sie mehr noch als mich den Mann niederhielt.

„Vielleicht dürfte ich wenigstens auf einem Ihrer Stühle bis zum Morgen warten. Ich würde gern —“

„Was gern?“

„Bezahlen wie für ein richtiges Nachtquartier. Geld besitze ich.“

„Hoffentlich!“

Krampfhaft zog ich mein Geldtäschchen hervor und legte einen Schein auf den Tisch.

Ein Augenblick Stille im Wohn- und im Warteraum. Man hörte die Uhr tikken.

„Mein Fräulein, wir haben kein Gasthaus, das finden Sie hier nicht. So junge Dinger wie Sie sollten gelernt haben, daß die Nacht finster ist und wohin sie auf Ausflügen gondeln. Auch muß man sich nicht in der Adresse irren.“

Alles war unverschämmt an dieser Person, Miene, Wort, Stimme.

Verlegen saß der Mann dabei.

Mir versagte die Kehle.

Rasch nahm ich Geld, Koffer, Mantel, lief mit zuckendem Gesicht davon, in die Nacht hinaus, wohin?

„Fräulein, Fräulein!“

Schweren Schritts verfolgte mich ein Mensch.

Wer? Traß mich eine Botschaft vom Kurhause?

Gleich darauf pflanzte sich der breite Unbekannte in ganzer Wucht auf.

„Fräulein“, prüstete er.

„Bitte“, fuhr ich dazwischen, „seien Sie so freundlich, mir den Weg zum Kurhaus zu beschreiben —“

„Kindchen, unmöglich! Viel zu verzwick. Die Straße verzweigt sich zehnmal. Schon unjereins könnte in der Finsternis

fehlgehen, selbst wenn er wenig Dämpfe im Schädel hat. Und dann läuft mancher herum, dem nachts zu begegnen eine böse Sache ist. Wieso mag der Wagen ausgeblieben sein, wo Sie sich doch angemeldet hatten — wie Sie behaupten?“

„Woher wissen Sie davon?“

„Ich habe am offenen Fenster gestanden, als Sie den Wirtsleuten Auskunft gaben. Ich wußte ungefähr, welchen Bescheid Sie erhalten würden von diesem eiferlüchtigen Weibe. Alles, was Röcke trägt, rückt sie dem Manne drei Schritt vom Leibe. Am liebsten dürften ihr die Schnellzüge sein; die Bummelzüge betrachtet sie gewiß schon argwöhnischer, sobald ein Frauenkopf sichtbar ist.“

Er schielte nach meinem Koffer, nach dem Mantel.

„Geben Sie her! Ich führe Sie vorläufig. Wir sehen dann weiter.“

Ich flüchtete, stürmte rascher ins große Dunkle, er hinter mir her.

„Was Sie versuchen, ist Wahnsinn! Nehmen Sie Vernunft an!“ schnaufte er.

Kopflös geworden, erhitzt zog ich mein Taschentuch; die Tränen waren mir nahe.

Ich flehte den Fremden an, mich zu verlassen. Ich fände mich schon zurecht, sei öfter durch fremde Gegenden gelaufen.

Nachts?“

„Jawohl“, antwortete ich barsch, täuschte Ruhe vor und hätte lieber um Hilfe gerufen, — ein Unterfangen, bei dem ich vielleicht aus dem Regen in die Traufe gelangt wäre.

Was zum Beispiel hätte ich mit den drei angetrunkenen Bahnhofsgästen angefangen?

Um mir den Mantel bequemer aufzuladen, setzte ich den Koffer nieder.

„So ist's recht!“ fuhr mich der Fremde an, schon war mein Besitzum an ihn übergegangen.

„Ich will allein laufen!“ herrschte ich ihn an.

„Sie werden mir dankbar sein, sobald Sie die Gefahren vor sich erkennen.“

Damit nahm er lange Schritte. „Sie sollten sich“, mahnte er, „auf weiten Touren weniger auf sich allein verlassen. Ihre Mutter ließe Sie hier schwerlich unbe-

schlucht holpern und stolpern — wer weiß, wohin!“

„Meine Mutter —“ Nein, ich verriet ihm nichts über meine Angehörigen, während ich neben ihm durch unbekannte



Ich lehnte in der Gefahr, zusammenzusinken, an der Bergwand.

Gründe hastete, durch steinige Einsenkungen, Wäldchen, Stoppelfeld, Ebenen mit gespenstischen Wacholderbäumen, durch namenlose Einsamkeit. Wir schritten lautlos durch Moos und Moor, hoher Wald kam, vor dem ich klopfenden Herzens eine Minute innehielt, um ihn dann lebhafter durchheilen zu können. Im Notfall brachten mich wohl meine flinkeren, jüngeren Füße aus der Zone der Gefahr.

Unangefochten gelangte ich durch die Kiefernheide. Aber bald nachher: was trat mir jetzt entgegen, so daß ich kraftlos zu werden drohte? Ein Tunnel. Ich lehnte in der Gefahr, zusammenzusinken, an der Bergwand, erreichte damit nur die weitere Annäherung meines Führers an mich.

„Kindchen, mitten auf der Wanderschaft wollen Sie schlapp machen? Bald hinter der Unterführung haben wird die Indu-

strianiedlung erreicht, und bald darauf wird das Kurhaus sichtbar. Tüchtig Atem geschöpft, und dann mutig weiter!“

Was tun?

Das Letzte mußte gewagt werden. Ein Zurück war unmöglich geworden. So nahm ich mir vor, tüchtig zu marschieren und ohne Unterlaß Fragen zu stellen, um ihn hinzuhalten.

Wie besessen drängte ich in den Berg. „Hott! Hott! Wer so wie Sie losstürmt, der hat vorzeitig ausgespielt.“

„O, ich habe junge Beine.“

„Und schienen vor dem Tunnel fast umzufallen. Sind Sie etwa zu hungrig? Haben Sie gegessen — zu essen gehabt?“

„Ich? Freilich!“

„Sie müssen mir nichts vorreden. Wer jung ist, hat öfter Hunger und kann in Not sein. Ich bin nicht dumm.“

„Und ich nicht hungrig!“ behauptete ich, und dann fragte, fragte, fragte ich, um ihn zu beschäftigen.

Ob er etwa öfter habe hungern müssen, woher er stamme, ob er öfter zum Kurhaus gelange, was in der Industrie-Ansiedlung gearbeitet werde usw.

Er antwortete, und ich hörte kaum darauf, fragte zehnmal: was und wie, und redete auch sonst krampfhaft dazwischen, undeutlich, um ihn zu erneutem Fragen zu zwingen.

Kriegslist!

Dein Trick gelingt! jubelte ich, als unsere Schritte weniger hart von den Wänden des Bergdurchstichs widerhallten, die Luft weniger modrig roch — als wir die Aushöhlung verließen.

Der Gegensatz zwischen diesem bedrückenden Kerker und der neu gewonnenen Freiheit wirkte so mächtig auf mich ein, ermutigte mich so, daß ich neben dem Fremden verschmauste, als er mich rief.

„Kindchen, nochmals: offen und ehrlich! Sie waren vorhin vom Hunger geplagt, und im Kurhaus ist schwerlich Ihres Bleibens, so denke ich mir. Sie wollen morgen weiter — nicht wahr?“

„Nein, nein!“

„Etwas stimmt nicht. Keine Flossen! Der verpackte Wagen — na ja! Das sagt

man so. Zug verpaßt? In der Schule schwindelten wir: unsere Uhr ist stehen geblieben. Auch ich bin nicht erst heute geboren. Fehlt Ihnen Geld?"

„Ich gehe zu Verwandten.“

„Die Sie abzuholen vergaßen? Fehlt Ihnen zudem das Nötigste in der Tasche?"

Jetzt sucht er dich auszufragen. Er möchte wissen, was du bei dir trägst.

„Besitzen Sie genügend Barschaft?"

Schon wollte ich lachend erwidern: „Geld? Sie meinen, mir fehle Geld? O, ich bin reichlich versorgt!“ Allein wie einem mitunter Worte über die Lippen rutschen, man weiß nicht, wer sie uns eingab — so fuhr ich ihn an: „Mit meinen paar Groschen komme ich aus!“ Erst als der Ausruf mein Ohr erreichte, kam mir auch seine Gefährlichkeit zum Bewußtsein. Er wird diese Ausrüstung als Waffe gegen dich benutzen, dich mit seinem Gelde gefügig zu machen suchen. Immerhin: Das Kurhaus rückt uns näher!

„Mit wenigen Groschen zu reisen, ohne an mögliche Zwischenfälle zu denken!“ redete er auf mich ein. „Sie könnten gelegentlich in schlimme Abenteuer geraten. Künftig vorsichtiger sein, junges Fräulein!“

Ja, erklärte ich, das wolle ich tun, und ein Grauen überfiel mich, als er in die Tasche griff, Messer, Taler, Schlüssel in buntem Gewirr mir auf der starken Hand darbot: „Nehmen Sie von mir an, was Sie nötig haben!“

Er will dich kaufen! sagte ich mir, wich zur Seite.

„Niemals!“ rief ich.

Wir befanden uns soeben zwischen den nächtlich toten Gebäuden einer am rauschenden Bach feiernden Fabrikanlage. Ich durchmaß die nach ranzigem Del stinkende Dede im Sturmschritt, entdeckte bald darauf in der Ferne lichte Fenster.

„Jetzt haben Sie Ihr Ziel deutlich vor sich. Zu Unmenschen kommen Sie dort vom Nichts, auch wenn Sie keinen Verwandten treffen sollten. Ich kenne die Leute, wie sie über mich Bescheid wissen. Fragen Sie nur. So, jetzt dürfen Sie allein gehen. Von hier an droht Ihnen schwerlich Gefahr. Aber mir, kann ich Ihnen ver-

raten. Anjereins ist nämlich verheiratet, schwer sogar, und hat von hier aus so gegen zwei Stündchen heimzutippeln. Und zu Hause die Alte! Oh! Erstens wird sie heulen, weil sie in ewiger Angst um mich lebe, daß mir mit meinem Gelde ein Strauchdieb aufgelauret haben könne. Und zweitens wird sie mir klar machen, eine Frau wolle ihren Herrn Gemahl täglich mehr als vier bis fünf Stunden bei sich sehen. So späte Heimkehr mag sie in den Tod nicht leiden. Schöne Gardinenpredigt das! Wird für mehrere Wochen reichen. So jetzt nehmen Sie Umhang und Koffer und marschieren Sie zu Ihrem Kap der guten Hoffnung.“

Hastig nahm ich mein Eigentum zurück, wobei mich nochmals das Mißtrauen be-



L. Müller.

Portier, Saalochter, Kellner eilten herbei, umringten die Erschöpfte, fast Sprachlose.

siegte; wenn er dich nun packte, so hast du deine Hände weniger frei, und er ist weniger behindert!

Ich stotterte meinen Dank und rannte, bis ich in der Vorhalle des Kurhauses, in

der gefichertsten Ecke, fast atemlos nieder-
sank.

Portier, Saaltochter, Kellner eilten herbei, umringten die Erschöpfte, fast Sprachlose. Die Verwandtschaft wurde gerufen, erhielt notdürftigste Auskunft. Den Klauen eines rätselhaften Riesen sei ich entronnen, so berichtete ich. Meine Angehörigen lachten.

„Ach, der! Unter diesem Schutz warst du gut geborgen. Deinen unheimlichen Riesen kennen wir —“

„Ein Räuber —?“

„Was fällt dir ein! Ein Viehhändler, die ehrlichste Haut weit und breit. Der hätte dir gern unter die Arme gegriffen.“

„Ich danke!“

„Er ist begütert genug dazu, verdient schön, ist ohne Kinder. Nach lohnenden Geschäften läßt er gern ein paar Täler-

chen springen, erst recht wohl, wenn er solch nettem Mädchen helfen kann.“

Flugs wurde aufgetafelt, und mir schmeckte das Essen wie selten vor- und nachher. Und wie tief schlief ich!

Einige Tage darnach saß der schlimme, vermeintliche „Räuber“ im Kurhause an meiner Seite. Von allen freundlich aufgenommen, hatte er sich eingestellt, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Fröhlich riefen wir uns die unheimliche nächtliche Wanderung ins Gedächtnis.

Noch heute, wenn ich von uneigennütigen Wohltätern höre, nehmen diese auserlesenen Menschen die Gestalt, das Gesicht meines Führers, des vermeintlichen Rinaldini, an. Wer wundert sich darüber? —

So schloß Frau Maria ihren Bericht.

Wie hätten wir ihr dankbares Gedenken nicht verstehen sollen!



Der Schneidermeister Wendelin Grimm, von allen Leuten, die ihn kannten, nur der Wendelin genannt, trieb in dem kleinen Schwarzwaldstädtchen Munterswyl mit einem Gesellen und einem Lehrbuben sein sticheliges Handwerk. Wer kannte ihn nicht, den tüchtigen Mann, der jedem seiner Kunden, die ihm am besten anstehende Bekleidung verfertigte? Wen Meister Grimm bekleidet hatte, der sah nach etwas aus; denn der treffliche Wendelin verstand es, die körperlichen Mängel seiner Kunden, x- oder o-förmig gekrümmte Beine, schiefe Hüften oder gewölbte Rücken so geschickt einzuhüllen in elegant zugeschnittene Bekleidungsstücke, daß nur ein ganz kritisches Auge den körperlichen Mißstand noch bemerken konnte. Aber freilich war der Meister Wendelin in seinem sonstigen Tun und

Handeln leider nicht von dem gleichen Bestreben erfüllt, er suchte vielmehr mit seinem stets scharf geschliffenen Mundwerk jegliche menschliche Schwäche und überhaupt die Schattenseiten des Erdenbauseins aufzudecken und zum Gespött zu machen. Was sollte man dazu sagen? Es war nun einmal dem sonst so wackeren Manne ins Blut gegeben worden, daß er, wo andere Gutes und Anerkennenswertes sahen, seinen Blick auf die Anzulänglichkeiten richten mußte, die auf Erden jedem Ding anhaften. Wenn man ihm an einem schönen Matentage draußen auf der Anhöhe, die Vogelsang genannt wurde, begegnete, und man ihm das Entzücken über das herrliche Wetter aussprach, dann geschah es, daß der Wendelin mit kaltem Lächeln darauf erwiderte: „Ja, es hätt' aber früher kom-

men sollen, das Prachtwetter. Die Kir-
schen sind jetzt schon erfroren . . ." Falls
sich dann im Sommer herausstellte, daß die
Kirschen noch ganz gut durch den Frost ge-
kommen waren, dann half einem das nichts
mehr, denn der Wendelin hatte mit jener
Bemerkung einem damals die schönste
Frühlingsstimmung verdorben. So konnte
es auch geschehen, daß jemand im „Bären“
oder im „Auerhahn“ aus der Zeitung die
Nachricht vorlas, in Amerika habe einer un-
zerbrechliches und biegbares Glas erfun-
den, und daß dann der Wendelin nach kur-
zem Bestimmen sagte: „Wenn das kein
Schwindel ist, so ist es doch noch nichts
Gutes! Solch ein Glas hat eben dann
andere Mängel. Es wird rosten, oder es
ist vielleicht giftig! Eher sollte man end-
lich ein Mittel erfinden, die Schnaken
müheles aus den Häusern zu vertreiben.“
Die Schnaken waren seine Todfeinde, und
er wollte es nicht zugeben, daß es Mittel
zu ihrer Vertilgung schon gab. Auch von
den Respektspersonen des Städtchens und
sogar des Staates schreckte Wendelins Kriti-
telei und Nörgelsucht nicht zurück. Ueber
den Herrn Bürgermeister, dessen Lob in
aller Mund war, und dem niemand etwas
Uebles nachsagen konnte, sprach Wendelin
mit hochgehobener Nase: „Kunststück, in
Munterswühl gut zu regieren! Wo wir
Steuerzahler dem Mann das Geld geben
müssen zu seinen Plänen! Das neue Schul-
haus, auf das der Herr Bürgermeister so
stolz ist, haben nicht wir es bezahlt?“ Bei
dieser Frage schlug er sich selbstbewußt auf
die rechte Brustseite, wo seine Brieftasche
in dem gutstehenden, aus feinstem Ma-
rengostoff gefertigten „Schwenker“ steckte.
Durch solche Aeußerungen verdarb sich der
in seinem Fach so treffliche Meister sein
sonst so gutes Ansehen und manche sichere
Aussicht auf eine ehrenvolle Stellung. Bei
seiner reichen Erfahrung, seinem klaren
und verständigen Kopfe hätte er schon
lange seine Berufung in den Munters-
wühler Gemeinderat erwarten dürfen, aber
man fürchtete, er werde auch an dieser
Stelle seine Zunge nicht im Zaume hal-
ten können und mit seiner ewigen Nörge-
lei immer wieder Unfrieden stiften.
Endlich brachte ihn aber ein an sich un-

bedeutendes Erlebnis dazu, fürderhin zu
schweigen, wenn ihn die Lust zu einer sei-
ner hämischen Kritteleien anwandelte. Das
geschah im Sommer dieses Jahres, als in
Munterswühl Jahrmarkt war. Auf dem
geräumigen Plage zwischen dem Rathaus
und dem Gasthaus „zum Bären“ waren,
wie von alters her, die Jahrmarktsbuden
aufgeschlagen. Diesmal war außer den
Zelten mit Ledereien, den Schießbuden und
Karussells auch eine Tierschau zum Mun-
terswühler Jahrmarkt gekommen. „Melfar-
teiners Raubtiertheater“ nannte sie sich
großsprecherisch, und zog schon vor ihrer
Eröffnung die Jugend von Munterswühl
an, die die phantastischen Bilder auf der
Vorderseite des Schauzelts bewunderte und
mit Gruselgefühlen das aus dem Innern
des Zeltes kommende Löwengebrüll an-
hörte. Schon bei der abendlichen Gala-Er-
öffnungsvorstellung hatte sich der Meister
Wendelin eingefunden. Er saß in der
ersten Reihe vor dem großen Vorführungs-
käfig. Er ließ es sich etwas kosten, dieses
Raubtiertheater zu sehen, und er leitete
offenbar aus der Höhe des bezahlten Ein-
trittsgeldes auch das Recht ab, diese ganze
Veranstaltung in seiner Art kritisch zu
würdigen. Solche Wölfe wie diese da,
sagte er nach der Vorführung der Wolfs-
dressur, seien harmlos wie des Bärenwirts
Spitzhund, man habe ihnen wahrscheinlich
alle Wildheit genommen durch ein fleisch-
loses Futter. Die beiden nun im Haupt-
käfig erscheinenden Hyänen machten mit
all ihrer Häßlichkeit und der aus ihren
Augen glühenden niedrigen Gier ebenfalls
keinen besondern Eindruck auf den Meister
Wendelin. Er sagte, Hyänen seien nichts
besonderes; bei Hagenbeck könne man zur-
zeit das Stück für fünfzig Mark erhalten.

Jedes Bauernrecht ist im Grunde gut, welches
die hypothekarische Belastung des Hofes begrenzt,
die Anteilbarkeit des Hofes ausspricht, das An-
erbenrecht gesetzlich festlegt und dafür sorgt, daß
die Auszahlung der weichenden Erben nur im
Rahmen der wirtschaftlichen Tragfähigkeit des
Hofes erfolgt.

R. Walter Darré:
Neuadel aus Blut und Boden.

Die Nachbarn wunderten sich über die Kenntnisse ihres Mitbürgers. Ihnen schien es bemerkenswert, daß solch ein greuliches Tier fünfzig Mark sollte wert sein. Bei



Nur bei einem Löwen mußte die Bändigerin energisch werden.

der Vorführung der bengalischen Königs-tiger durch den Herrn Direktor Melfarteiner selbst schwieg der Meister Wendelin nun doch achtungsvoll und in heimlicher Bewunderung des Mutes, mit dem der Tierbändiger sich den wilden Bestien gegenüberstellte. Mit Jaguaren, einem Luchs und einem Bären oder gar mit den sogenannten Riesenschlangen konnte man darnach bei Herrn Wendelin Grimm nur ein geringschätziges Lächeln hervorrufen. Erst für die Schlußnummer, in der Fräulein Elvira Melfarteiner mit ihrer Löwen-gruppe auftreten sollte, bezeugte er wieder einige Aufmerksamkeit. Sieben stattliche Mähnenlöwen wurden durch die Schiebetüren in den großen Käfig getrieben, wo sie die Tochter des Direktors in einem malerischen Wildwestkostüm erwartete. Diese mutige Dame trug Hosen und hohe Stiefel. Sie schwang in der einen Hand eine derbe Peitsche, die andere Hand lag an ihrem Gürtel, in dem ein großer, sichtlich geladener Revolver steckte. Mit würdevoller Gemächlichkeit nahmen die sieben Wüstenkönige auf ihren treppenför-

mig angeordneten Kästen Platz. Nur bei einem einzigen, den Elvira mit dem Namen Sultan anredete, mußte die Bändigerin energisch werden. Er fauchte, schlug mit der Tazze nach ihr, mußte sich aber schließlich fügen. Meister Wendelin bemerkte hierbei zu seinem Nachbarn, das sei nicht ernst gemeint, sei angeleertes Theater wie alles, was man mit diesen Tieren zeige. Uebrigens seien es ziemlich geringe Löwen, gar nicht zu vergleichen mit denjenigen, die er in Basel im Zoologischen Garten gesehen habe. Mit wildeingefangenen Berberlöwen umzugehen, das sei doch etwas anderes als eine Vorführung von solchen zahmen Tieren. Nun aber schwieg Meister Wendelin und verfolgte das weitere Geschehen mit großer Aufmerksamkeit. Die Löwen schaukelten, sprangen über Hindernisse und durch brennende Reifen. Immer wieder hatte Fräulein Elvira ihre besondere Mühe mit dem Löwen Sultan, der sich ihrem Willen nicht fügen wollte. Sie mußte ihn sogar einmal mit Schredschüssen aus dem großen Revolver in eine Ecke des Käfigs zuriütreiben. Da hatte Herr Wendelin Grimm nachher doch mit einem tiefen Atemzuge aufgeatmet. Schließlich mußten die Bestien nebeneinander auf den Boden lagern, und Fräulein Elvira legte sich quer über die gelbbraunen Raubtierrücken, als sei dies ein Divan. Sie zündete sich dabei sogar eine Zigarette an, rauchte sie mit Behagen und blies dem leise knurrenden Sultan den Rauch vor die Nase. „Bravo!“ rief man aus dem Publikum. Es war aber noch nicht das Höchste. Furchtlos, als handle es sich um das Dessen einer Ofentüre, griff Fräulein Elvira einem der Löwen in das Gebiß, zog seinen Unterkiefer herab, zeigte den furchtbaren Rachen und steckte zuletzt freundlich lächelnd ihren Kopf mit dem männlichen Haarschnitt in diese bedrohliche Oeffnung. Auf diese Leistung hin wußte Meister Wendelin zunächst nichts zu sagen. Er klatschte laut in die Hände, wie es die andern taten. Erst beim Hinausgehen aus dem Raubtiertheater erklärte er den Leuten, die neben ihm gingen, es sei doch viel fauler Zauber bei den Vorführungen mit im Spiel gewesen, Bluff, wie man in Ame-

rifa sage. (Meister Wendelin war jedoch nie in Amerika gewesen.) Diese Sache mit dem in den Löwenrachen gesteckten Kopf sei nichts besonderes, wenn man bedenke, daß das Tier, mit dem Elvira dies mache, wahrscheinlich ein altersschwacher, wackeliger Löwengreis sei, dem es niemals einfallen würde, zuzuschnappen. Ein Kenner würde es schon an den Zähnen des Tieres feststellen können, wie alt es etwa sei. So rebete Herr Wendelin Grimm an diesem Abend und ärgerte damit seine Begleiter, die von den sieben Wüstenkönigen den besten Eindruck gewonnen hatten. —

Am folgenden Tage, um die Mittagszeit hörte Meister Wendelin in seiner Wohnung auf der Straße draußen ein lautes Geschrei. Es mußte wohl von der Ecke am Marktplatz herkommen. Da er ohnehin schon angekleidet und zum Ausgang bereit dastand, griff er ohne weiteres Fragen und Hinausschauen zu seinem Regenschirm, eilte die Treppe hinab und sofort zur Haustüre hinaus. Da stand er plötzlich und zu seinem Entsetzen vor einem lebhaftigen und lebendigen Löwen. Das Tier war vom Marktplatz her, wo es aus Melfarteiners Raubtiertheater entwichen war, die Straße heraufgelaufen und war stehend vor dem aus dem Hause tretenden Meister Wendelin stehen geblieben. Kaum mehr als fünf Meter betrug der Abstand zwischen dem Menschen und dem Raubtier. Entsetzensschreie gellten von den Fenstern auf; in weiter Ferne an der Straßenecke wurde ein kleiner Käfig auf einem Karren eilig herbeigeschoben und geöffnet auf die Straße gestellt. Direktor Melfarteiner kam in raschen Schritten die Straße herauf und rief das Tier an: „Sultan, hierher!“ An einer meterlangen Fütterungsgabel trug er ein blutiges Stück Pferdesfleisch. Sultan kümmerte sich jedoch keineswegs um diese Einladung, sondern starrte den Meister Wendelin an, den eine Haustüre so überraschend ausgespien hatte. Die Erscheinung dieses ihm unbekanntem Menschen ärgerte und störte die Bestie. Sultan öffnete das Maul und stieß ein drohendes Gebrüll aus . . .

Meister Wendelin erlebte die inhaltsreichsten drei Sekunden seines Lebens. Nach

kurzer schreckhafter Erstarrung erkannte er sofort seine Lage: dies war die bösertige Bestie, auf die Fräulein Elvira die Schreckschüsse hatte müssen abfeuern, er aber hatte nun nichts als seinen Regenschirm! Blitzschnell ging ihm nun auch alles durch den Sinn, was er über die Ungefährlichkeit der Löwen gesagt hatte: ihr Gebrüll angelerntes Theater, alle Tiere zahm und harmlos, altersschwache, wackelige Löwengreife . . . und seine eigenen Worte klangen in diesem Augenblick wie bitterer Hohn. In Wirklichkeit war Sultan ein sehr kräftiges und gefährliches Löwenbiest! Hatte er es nicht gleich schon gewußt bei der Vorstellung? Seine eigenen Worte konnten ihm nun keinen Mut oder Trost geben. Was tun? Zur Tür zurücklaufen? Sie war ins Schloß



Mit einem raschen hörbaren Aufspannte er seinen Regenschirm gegen den mit erhobenem Schweif neugierig auf ihn zuschreitenden Löwen.

gefallen. Bis er den Schlüssel hervorgehoben, ins Schloß gesteckt und umgedreht hatte, konnte ihm der Löwe schon im Gesicht sitzen. Sekundenschnell wurde ihm klar: eine Flucht war unmöglich. So galt es nun, etwas zu tun, wenn auch die Aussicht auf Erfolg so gering war wie die irgendeines Lotterieloses auf den Hauptgewinn. Er begriff später selbst nicht mehr, wie er

dazugekommen war, das zu tun, was er nun zur Abwehr der Verzweiflung wirklich unternahm. Mit einem raschen hörbaren Ruck spannte er seinen Regenschirm gegen den mit erhobenem Schweiß neugierig auf ihn zuschreitenden Löwen auf. Wollte er auf diese unzulängliche Weise die Bestie von sich abhalten oder hoffte er, das Tier damit erschrecken und verschrecken zu können?

Sultan war tatsächlich verblüfft, stieß ein kurzes unheimliches Gebrüll aus und führte mit der Tazze einen Lusthieb gegen den Regenschirm. Als aber Wendelin fortfuhr, den Schirm knatternd aufzuspannen und schnell zu schließen, wandte sich Sultan verdrießlich um und trittete ruhig, als sei dies ganz selbstverständlich, zurück. Da aber stand plötzlich Direktor Melsarteiner vor ihm und bot ihm freundlich ein saftiges Pferde-Beafilet an. Das konnte Sultan am sichersten dort verpeisen, wo es ihm der Herr Direktor nun hinlegte: in den Käfig, der auf der Straße stand. Wie im Traum sah Meister Wendelin noch, wie

der Direktor den Käfig schloß und wie ihn die Diener auf den Karren luden und fort-schafften. Lautes Bravorufen und Beifallklatschen der erregten Zuschauer an den Fenstern brachten es Wendelin endlich zum Bewußtsein, daß er gerettet war.

In Schweiß gebadet stand er inmitten seiner Bewunderer und konnte lange kein Wort hervorbringen. Vieles mußte ihm in diesen Sekunden und Minuten durch den Sinn gegangen sein, von dem er nie etwas verriet. Aber von diesem Zeitpunkt an, in dem er erlebt hatte, welch ein Unterschied ist zwischen einem unverbindlichen nörgelnden Wort und einer notgedrungenen entscheidungsvollen Tat, bewahrte der Meister die in ihm aufsteigenden kritischen Gedanken, die an der Schwarzseherei ihre Lust hatten, stets für sich und vermied es ängstlich, sie auszusprechen. Denn die drei Sekunden, da er dem Löwen mit dem Regenschirm in der Hand gegenübergestanden hatte und während der ihn seine eigenen nörgelnden Worte verhöhnt hatten, blieben ihm unvergeßlich.

Weihnacht beim alten Heidjer.

Von Gertrud Lent.

Die Schafe waren im Schnee umhergetrappelt. Viele Schafe. Sie hatten gescharrt und gescharrt und ein wenig glashart gefrorenes Heidekraut gerupft. Von dem fernen Dorfe kam eine Abendglocke. Die Töne zogen zwischen der stillen weißen Schneedecke und dem tiefen, grauen Nebeldach daher, als wäre das Dorf viel näher. Der alte Schäfer trieb die willige Herde in die große Scheuer unter das warme Strohdach. Sie strömte sogleich in den dunkelsten Grund, wohin der Hirte einen Haufen Heu und Heide herabgeworfen hatte. Satt haben sollten die Tiere am Heiligen Abend. Der Mann tappte in der Dunkelheit herum. Nahm einige kleine Gegenstände aus einem Bretterschapp, klopfte seine Taschen ab, brummelte etwas und ging. Er schloß sorgfältig ab. Die Dämmerung verschwamm in

Nacht. Quer heidüber machte er sich auf zu dem Doppelstreif der Birken an der Straße. Die Birkenäste hingen verjudert im Raufreif. Die Wacholder standen in dicken Schneemänteln. Aber von See her roch er eine feuchte, salzige Luft. Dort taute es wohl schon. Nun kam das Postauto. Die Lichter warfen einen grellen Fächer über die Heide. Langsamere Fahrt. „Go'n Awend!“ Ein Päcklein für den Schäfer. „Schön Dank! Un gaude Weihnachten.“ Was weiteres schnitten Motor, Wind und Dunkelheit ab — gute Worte und gute Blicke.

Der Schäfer hielt auf das Dorf zu. Als Vorwerk stand ein Gehöft im Nebel. Aus den kleinen Fenstern blinkte dem Hirten das erste Licht, richtunggebend zu. Rötlich, warm, freundlich. Wie schwere, schneebemantelte Klümpchen hockten Kate, Scheuer, das schützende Gebüsch um die

Bienenstände. Alles kaum unterscheidbar in der großen nächtlichen Einförmigkeit.

Die Glocke vom Dorfe dahinter schwieg. Aber ein Schimmer der erleuchteten Kirchenfenster streute matten Silbernebel aus schmalen Lichtstrahlen.

Der Schäfer drückte die Klinke der Latentür auf. „Ja bin dat, de Schäfer!“ rief er in den dunklen Paesel hinein. „Komm man rin!“ klang es zur Antwort. Die Stubentür ging auf, und damit fielen

dem Besucher schon das Licht und der süße Duft der Kerzen entgegen, die auf einer altmodischen Pyramide sich langsam im Kreise drehten. Auch die Ofenwärme quoll dazu und der Geruch von heißem Teewein. Im Lehnstuhl saß eine sehr alte, runzlige Frau, die vieladrigen Hände auf den Armlehnen. Der Mann, der die



Aus den kleinen Fenstern blinkte dem Hirten das erste Licht richtunggebend zu.

Tür öffnete, war noch älter und sehr krumm gebückt. „Na, Ziese! wat förn schön' Hilligawend hebbt je gemaakt!“ meinte der Schäfer, gab auch der Frau die Hand, zog aber vorher den großen, nassen, kalten Fausthandschuh aus. Seine Hand war ganz fest und warm. „Tjaja!“ sagte die Frau. „Dat wär woll 'n schön' Wihnachtsawend!“ Der Heidjer seufzte. „Wenn wir noch so ganz un ganz, so heel —“ er seufzte wieder und sagte nun langsam hochdeutsch: „So ganz überflüssig wären! überflüssig, Schäfer! Dat rinnt un rinnt nu, immer so sachte weiter de oll Lebensbrunn', äwer un äwer, über un über, jüht du! un is niemanden mehr gedient! Niemanden! Da wird kein Ruh un kein Kalb, kein Gaul un kein Minsch mehr getränkt —“ Der Schäfer knotete an seinem

Paket. Er hatte steife Finger. „Ach wat du auch redst, Ziese!“ Die Pyramide drehte sich langsam weiter. Krippenfiguren zogen vorüber, winzig, uralt. Darüber eine Kanone mit Bespannung, kleine Kanoniere von Blei, buntbemalt, noch in der Uniform der Freiheitskriege. Auf der obersten Etage drehten sich nur noch sechs Holzengelchen mit goldenen Flügeln. „Der Stern is all vorig Jahr afbroten —“ erklärte der Heidjer und machte ein beschäm-

tes — verschämtes Gesicht. Das ging noch trotz der fest eingegrabenen Runen seines braunen alten Antlitzes. „Sühl un da hebben wi uns denn so beholpen!“

Der Schäfer sah nicht gleich, was er mit dem „So“ meinte. Die Frau aber protestierte: „Beholpen? sagst du! Beholpen? Ich mein woll, dat is so gut als en

Stern!“ „Nu wees man still, Alte!“ Jetzt sah der Schäfer, daß sich ein aus Pappe und Goldpapier geklebtes Hakenkreuz statt des Sternes drehte. Und was er noch sah, waren Tränen in den Augen der Frau. „Du hast es ja gehört, Schäfer! er sagt es ja auch: überflüssig! Glaubst du, wir in der Einsamkeit wissen nicht, daß alles sich

Es ist mein Glück, zu wissen, daß meine Welt die Millionengemeinschaft deutscher Arbeiter der Steine und der Hand und deutscher Bauern ist, die, wenn sie auch zumeist schlichter Herkunft und vielfach größter Armut sind, doch die treuesten Söhne unseres Volkes sein wollen, denn sie kämpfen nicht nur mit den Lippen, sondern mit tausendfältigem Leid und zahllosen Opfern für ein neues und besseres deutsches Reich. Adolf Hitler.

regt? Alles? Das geht wie der Bienenschwarm im Stoc. Das brummt vor Arbeit. Das läuft, das wirkt und werkt, das hilft, das kämpft. Und wir?“ „Na na!“ meinte der Schäfer. „Ich zum Beispiel, ich könnte denn auch man sagen, ich sei überflüssig!“ „Du bist doch immer noch dem Klaas sein Schäfer! und du hältst fünfhundert Schafe in Lebendigkeit! Davon leben so un so viel andere wieder!“ — „Meine Schafe könnt' der Nächstbeste ebenso gut —“ „Tja! Un ich,“ brummelte Ziese, „ich bastel un murks un Klabafter auf dem Klaas sein Gut so herum! Das is man so aus Barmherzigkeit, daß der Klaas mich



„Beten könn' wi!“ sagte sie ganz leise.

das läßt. Und hat uns auch den schön' Rotzpon zu unserm Tee geschickt, ja, ja!“ „Ach Alter“, warf seine Frau ein, „Soo mußt du nu auch nich wieder snaken! Du hast doch manchen un manchen auf den rechten Weg gebracht, los von die Kommunisten —“ Der gekrümmte Mann richtete sich mit eins ganz strack zu Höcht: „Das muß man ja woll!“ Der Schäfer hatte jekt sein Päckchen auf. Da! und da! wortlos teilte er seine kleinen Gaben aus. Tabak und Kaffee, und fing auch gleich an, seine Pfeife zu stopfen. Die Frau langte neben sich: „Da, Schäfer, ich hab dir auch was!“ Das waren nun ein Paar dicke schafswol-

lene Strümpfe. Das Bedanken und Loben ging hin und her. Sie fühlten alle drei Freundschaft, Verstehen, Bescheidenheit und Demut, ohne es ausdrücken zu wollen. Sie waren so sehr bescheiden, kamen sich so nichtig vor. Der Heidjer nahm den kochenden Kessel, brühte mehr Tee auf. „Aus Bremen!“ erklärte er, „das ist indischer, darum riecht er so stark!“ „Der Klaas hat ein Radio!“ begann die Frau, „da hören sie nu die Weihnachtsglocken aus aller Welt!“ „Tja“, meinte ihr Mann, „das kann ich mir ungehört vorstellen!“ „Ich auch“, sagte der Schäfer. „Tja, ihr Männer! ihr wart ja auch mal in der großen Stadt! In Bremen!“ „Da taut es wohl schon! Der Torf wollt und wollt heut nich brennen! Da liegen nun Straßen un Schiffe alles schon quatschnaß un blank! Die Minschen rennen, die Läden sind so hell! un die Wohltätigkeit alle, denkt mal bloß!“ Der Heidjer stellte den Teekessel hin. „Un hier! Wat, Schäfer? dat wörn ja woll sicher schäune und ruhige Wihnachten — aberst, aberst — siehst du? Da komm ich nich über: überflüssig sind wir! ganz in uns eingezogen — unnütz, unnütz! So ist das, wenn unsere Hände nicht mehr wollen! un der steife Rücken. Denn will ja auch keiner mehr von uns was!“ „So bitter dürst Ihr nich sein, so bitter am Heiligen Abend!“ tröstete der Schäfer. „Ihr habt doch was hinter Euch! die viele, viele Arbeit!“ „Schäfer du willst uns man bloß trösten! Es ist und ist wahr: überflüssig. Ringsum lauter Neues, lauter — ich kann das nicht so sagen, weißt du! Lauter Großes! un tja: lauter Neues un Großes wollen! Aber bei so alten armen Leuten? Versteh man recht: da hilft das Wollen ja nu auch nicht mehr!“ Da erhob sich die alte müde Frau von ihrem Sige. Dazu stützte sie sich mit beiden Händen auf die Armlehnen. Nun stand sie. „Mann!“ rief sie, „Schäfer!“ rief sie, „wir können doch noch was!“ Die Männer sahen von der Pyramide fort auf die Frau und fragten mit den Augen.

„Beten könn' wi!“ jagte sie ganz leise.

Stickstoff

ist für das Leben und Gedeihen
der Pflanzen von entscheidender Bedeutung.

Ausreichende Versorgung der Pflanzen mit Stickstoff ist deshalb notwendig, um gute Ernten zu erzielen. Die deutschen Stickstoffdünger stehen in einer Anzahl von Formen zur Verfügung, die es ermöglichen, die Stickstoffversorgung den besonderen Ansprüchen der einzelnen Pflanzen sowie den herrschenden Boden- und Klimaverhältnissen weitestgehend anzupassen. Die deutschen Stickstoffdünger zeichnen sich durch hohe Wirksamkeit und hervorragende Streufähigkeit aus.

 **Nur mit Stickstoff gute Ernten!**



Auskunft erteilen:

Landwirtschaftl. Abtlg. der I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft
Ludwigshafen a. Rh., Friesenheimerstr. 38

Dipl. Landw. Schelling, Wissenschaftl. Mitarbeiter der D. A. D. D.
Stuttgart-S., Alte Weinsteige 12

Kalkstickstoff, Beratungsstelle Karlsruhe i. B., Hans Sachsstr. 33